DAS BESTE
aus Reader's Digest
HRGANG 6 OKTOBER 1953
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Aus eigener Erfahrung beweist eine bekannte Schriftstellerin, daß „die Quelle des Mutes die Angst ist"

Angst macht mich mutig

Von I. A. R. Wylie

Neulich habe ich in Gedanken alte Erinnerungen aufgefrischt — Erinnerungen eines ziemlich langen und ereignisreichen Lebens —, von denen ich glaubte, ich hätte sie längst für immer begraben. Als ich sie durchblätterte, so wie man die Blätter eines alten Albums umblättert, fragte ich mich, welche von allen Erfahrungen, die ich gemacht hatte, wohl die bedeutsamste war.

Eine der Fragen, die ich mir stellte, lautete: „Wann war ich am glücklichsten? Wann war ich mit mir selbst am meisten zufrieden?" Und ich kam zu der verblüffenden Antwort: „Ich war am meisten dann mit mir zufrieden, wenn ich mich von meiner besten Seite zeigte, und meistens habe ich mich von meiner besten Seite gezeigt, wenn ich schreckliche Angst hatte." Mit diesem „Zufriedensein mit mir selbst" meine ich das Gefühl, richtig gehandelt und irgendeinen Angriff so pariert zu haben, daß ich mich angesichts einer Schwierigkeit oder Gefahr auf mich selber verlassen kann. Derartige Erlebnisse ragen in meiner Erinnerung auf wie Berggipfel, die in ein beruhigendes Licht getaucht sind.

Als kleines Kind hatte ich überhaupt keine Angst. Meine Erziehung verlief auch nicht in den üblichen Bahnen. Ich kam nie mit anderen

Kindern zusammen, war ganz auf mich selbst angewiesen und unternahm sogar allein weite Reisen. Mit elf Jahren hatte ich bereits ganz England mit dem Fahrrad durchstreift. Nie hatte ich dabei das Gefühl, daß ich einer Situation nicht gewachsen sein könnte, mich vor irgend etwas oder irgend jemand fürchten müßte.

Mit vierzehn wurde ich dann zum ersten Mal in eine Schule geschickt. Hier kam ich mit anderen Kindern zusammen, die nach den althergebrachten Methoden erzogen worden waren. Von ihnen holte ich mir die Furcht, so wie sich ein Kind an Ziegenpeter oder den Masern ansteckt. Fast über Nacht wurde ich ängstlich und unsicher. Und ängstlich und unsicher bin ich geblieben. Doch sooft sich mir ein Abenteuer oder eine Gefahr bot, habe ich trotz meiner Furchtsamkeit danach gegriffen, und ich habe immer festgestellt, daß mir aus der Angst ungeahnte Kräfte erwuchsen.

Als ich bei meinem ersten Besuch in den Vereinigten Staaten hörte, daß mein Verleger bei einem offiziellen Essen eine Tischrede von mir erwartete, wurde ich beinahe krank vor Angst. Noch nie in meinem Leben hatte ich eine Rede gehalten; sobald ich unter Menschen kam, war meine Zunge wie gelähmt vor Schüchternheit. Zu meiner Verwunderung sprach ich dann fließend, erzählte Geschichten, was sich — wie mir nachher gesagt wurde — anhörte, als wäre ich eine „gewandte Rednerin". Die Angst hatte mich so gewandelt, daß ich in mir einen Menschen entdeckte, von dessen Existenz ich mir nie hätte träumen lassen. Heute bin ich nach vielen Jahren der Übung wohl wirklich eine „gewandte Rednerin". Doch selten erhebe ich mich, um zu sprechen, ohne daß mir die Angst den Hals zuschnürt und mein Herz wild klopft. Sooft ich aus irgendeinem Grunde *wirklich* gelassen und selbstsicher bin, taugt meine Rede nichts. Ich brauche die Angst als Ansporn.

In dieser Hinsicht stehe ich nicht allein. Schauspieler, Sänger und andere Künstler geben allgemein zu, daß sie zu keiner guten Leistung imstande sind, wenn sie nicht vorher vor Angst fast umkommen. Ihnen geht es auch nicht darum, „die Angst zu bekämpfen"; sie begrüßen sie als Reizmittel, als eine Art Spritze, ohne die sie nicht ihr Bestes hergeben können.

Ich glaube, das trifft auch auf Männer der Tat zu — daß nämlich selbst die tapfersten Soldaten nicht „furchtlos" sind, sondern schwitzend vor Angst in den Kampf ziehen und durch diese Angst zu höchster Einsatzbereitschaft angespornt werden. Militärärzte haben beobachtet, daß nicht der „Kraftprotz" den harten Anforderungen des Krieges am besten gewachsen ist, sondern der sensible und phantasiebegabte Typ, der in seiner Vorstellung schon im voraus alle Qualen der Angst vor all dem durchmacht, was ihm und all denen zustoßen könnte, für die er die Verantwortung trägt. Ein berühmter

Geistlicher hat einmal gesagt: „Wenn die Angst richtig angewandt wird, so erzeugt sie Mut."

Ich habe im Krieg auch Bombenangriffe erlebt und das ganze Grauen erfahren, das sie auslösen, doch ich spürte auch die erhebende Reaktion darauf, nämlich „den Mut, durchzuhalten". Ohne Angst gibt es keinen echten Mut. Ohne das Selbstvertrauen, das der Mut verleiht — die Fähigkeit, mit jeder Schwierigkeit fertig zu werden —, können wir nicht wahrhaft „zufrieden mit uns sein". Unsere wahre Kraft können wir nie selbst erkennen.

Es gibt eine Angst, die auf den ersten Blick scheinbar keinen Ansporn verleiht — nämlich die Angst, die uns packt, wenn ein geliebter Mensch gefährlich krank, vielleicht sogar dem Tode nah ist. Auch diese schrecklichste aller Ängste habe ich kennengelernt. Wenn ich jedoch an solche entsetzlichen Augenblicke zurückdenke, wird mir bewußt, daß auch hier die Furcht jene Energie und Entschlossenheit hervorrief, die mir für gewöhnlich fehlen.

Manche Menschen, Forschungsreisende, Abenteurer oder Bergsteiger, kennen diese Macht der Angst, die sie über sich selbst hinauswachsen läßt, sehr gut. Sie mögen nach außen hin im Interesse der Forschung ausziehen, in Wirklichkeit aber suchen sie die Freude, die über uns kommt, wenn wir unser begrenztes Selbst übertroffen haben.

Auf meine bescheidene Weise gehe ich manchmal darauf aus, mir diese Freude zu verschaffen. Ich habe schreckliche Angst vor hohen Bergen, doch sooft meine Mittel es erlauben, fahre ich mit dem Wagen ins Gebirge. Wenn ich die erste Kurve an irgendeinem steilen Abhang nehme, spüre ich den vertrauten Nervenkitzel, mit dem jene seltsame Erregung einsetzt, die ihren Höhepunkt an der höchsten Stelle des Passes erreicht und die bei der Abfahrt ein Gefühl in mir hinterläßt, das ich nur als seelische Gehobenheit bezeichnen kann, ein Empfinden, auf seltsame Weise von allem Kleinkram des Alltags befreit zu sein.

Eine Schriftstellerin erzählte mir einmal, wie sie auf einem Schiff nach Singapore mit etlichen Passagieren zusammen reiste, die so mürrisch, langweilig und unfreundlich waren, daß die Reise recht unerquicklich zu werden drohte. Der Kapitän, dem sie auf Deck begegnete, hielt sie an: „Sie könnten eigentlich einigen dieser verdrießlichen Herrschaften einen Wink geben, daß wir morgen mitten in einen Hurrikan geraten werden", sagte er mit einem verstohlenen Grinsen. „Das wird sie ein bißchen munter machen."

Sie ließ eine solche Bemerkung fallen, und von diesem Augenblick an zeigten die andern Passagiere Mut und gute Laune, die ihnen über die folgenden Tage der Gefahr hinweghalfen.

Man kann einwenden: „Das Leben besteht aber nicht nur aus aufregenden Gefahren für Leib und Leben. Wie steht es denn mit meiner Angst,

meine Stellung zu verlieren?" Sorge ist nicht das gleiche wie Furcht. Sie ist wie ein quälendes, bohrendes Weh im Vergleich zu einem heftigen Schmerz. Übrigens habe ich einen Bekannten, der seine Stellung deswegen behielt, weil er Angst hatte. Er war ein tüchtiger, aber schüchterner Mensch voller Hemmungen und nicht gerade geeignet, seine Vorgesetzten zu beeindrucken. Er wußte das und grämte sich darüber. Eines Tages wurde er zu seinem Chef gerufen. Er glaubte fest, daß nun der Augenblick seiner Entlassung gekommen sei, und aus der Sorge wurde akute Angst.

Doch da ging etwas Seltsames in ihm vor. Er sagte, er sei sich vorgekommen wie ein Pferd mit gefesselten Beinen, das sich vor Schreck losreißt. Er sei von einem lähmenden Zwang frei gewesen und in dieser gehobenen, etwas leichtsinnigen Stimmung vor seinen Vorgesetzten getreten. Der Chef, der, wie jener Mann später erfuhr, wirklich im Sinn gehabt hatte, ihn zu entlassen, änderte seinen Entschluß. Er stellte ein paar geschäftliche Fragen, die der Angestellte rasch und selbstsicher beantwortete. Die Unterredung endete mit einem Händedruck, und kurze Zeit darauf rückte mein Bekannter in eine bessere Stellung auf. Inzwischen hat er gelernt, sich über die Furcht zu freuen. Er weiß, daß er sich — durch sie angespornt — von seiner besten Seite zeigt.

Im Jahre 1931 verlor ich fast meine ganzen Ersparnisse. In dem trostlosen Bewußtsein, daß ich nun ganz auf mich selbst angewiesen war, hatte ich das Gefühl, den Boden unter den Füßen verloren zu haben. Da spürte ich wieder die übliche Reaktion, den Nervenkitzel, das Wohlbehagen darüber, daß mich die Angst zur Entfaltung meiner vollen Kraft trieb. Mir war, als hätte ich eine hemmende, lähmende Sicherheit über Bord geworfen. Das Deck war klar zum Gefecht, die Schlacht im Gange. Falls mich wieder ein solcher Schlag treffen sollte, darf ich auf Grund dieser Erfahrung hoffen, den Angriff in derselben Weise abschlagen zu können.

Ich glaube, daß die Furcht — wenn es darauf ankommt — eine unserer wertvollsten Eigenschaften ist, ein Schlüssel zu unseren Reserven, ein Mittel, unsere verborgenen Fähigkeiten in Aktion treten zu lassen. Deshalb ist es nicht nötig, die Furcht zu fürchten, und noch weniger, sich ihrer zu schämen. Wir müssen nur richtig mit ihr umgehen und wissen, daß sie uns die eigene Kraft offenbaren kann und uns auf diese Weise dazu verhilft, im höchsten Maße mit uns selbst zufrieden zu sein.

Ohne Luft können Menschen einige Minuten leben, ohne Wasser etwa zwei Wochen, ohne Nahrung etwa zwei Monate — und ohne einen neuen Gedanken Jahre und Jahre. K. R.

DAS ANTLITZ DER ERDE

Aus der Wochenschrift Life von Lincoln Barnett

DER MENSCH ist, in *seinen* Augen, der Herr seiner Umwelt. Seine Städte und Dörfer überschwemmen die Landschaft; seine Schienenstränge und Autobahnen durchschneiden Wälder und Ebenen; seine Staudämme riegeln ganze Flußtäler ab und lassen riesige neue Seen entstehen. Doch während er diese Veränderungen schafft, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, nimmt er nur selten wahr, daß die Welt der Natur, wenn auch langsam, weit umfassendere Veränderungen erfährt, und zwar durch Kräfte, auf die er keinen Einfluß hat.

Vielleicht das seltsamste Paradox dabei sind die „Berge von Erosionsschutt", die Regen und rinnendes Wasser, Wind und Frost von ehemals hohen Gebirgsmassiven weggenagt haben. Jeder Regentropfen, der auf ungeschützten Boden aufschlägt, sprengt einen kleinen Krater und reißt winzige Bodenpartikel los. Die Wassertropfen vereinigen sich zu Rinnsalen und Sturzbächen, werden zu Flüssen und Strömen — und alle streben in dem Bett, das sie sich gegraben haben, dem Meere zu.

Nach und nach erweitert sich ein Flußbett, wenn es tiefer wird, bis steilwandige Schluchten zu sanftgeschwungenen Tälern werden, durch die in Schleifen und Windungen gemächlich die Flüsse meerwärts ziehen. Der Zeitraum, den solche Veränderungen erfordern, ist unvorstellbar lang: das Einzugsgebiet des Mississippi zum Beispiel ist alle sieben- bis neuntausend Jahre durchschnittlich um 30 Zentimeter niedriger geworden. Das heißt, in der Million Jahre, seitdem der Mensch auf der Erde erschien, ist im Durchschnitt eine 45 Meter dicke Gesteinsschicht von der Gesamtoberfläche des Mississippibeckens abgetragen worden. Im selben Zeitraum etwa hat der jüngere, rascher fließende Colorado den Gran

Cañon anderthalb Kilometer tief — und 13 Kilometer breit am oberen Schluchtrand — ausgewaschen.

Wasser ist jedoch nicht die einzige nivellierende Kraft. Auch der Wind kann den Boden wegschälen und den Felsgrund darunter bloßlegen. Ein starker, Sand und Steinchen mit sich führender Sturm hat die Wirkung eines Sandstrahlgebläses. Stetig gegen eine Felsfront anwehend, vermag er ganze Partien zu unterhöhlen und den Fuß einzelnstehender Klippen anzunagen, wodurch die sogenannten Pilzfelsen oder Windtische entstehen. Heftige Sandstürme haben schon hölzerne Telegrafenmasten weggefräst, haben in einer einzigen wilden Bö blanke Fensterscheiben rauh und blind gemacht.

Von allen Erosionskräften, welche die Erhebungen auf der Erde einebnen, sind die gewaltigsten die Gletscher. Ihre riesigen Massen formen ganze Bergketten um. Erreicht ein Schneefeld hoch oben am Hang eine Dicke von rund 30 Meter, beginnt es unter seinem eigenen Gewicht langsam talwärts zu rutschen, wobei das an der Bergflanke festgefrorene Eis mächtige Felsplatten losreißt. Beim Hinabkriechen durch ein Tal pflügt der Gletscher den Erdboden auf, schiebt ihn vor sich her, drängt ihn nach beiden Seiten weg. Felsblöcke kollern herab und werden als Untermoräne zu einem Teil der Gletschermasse, schrammen über die Talsohle hin, brechen und schaben, schleifen und polieren, bis das Tal schließlich zu einem breiten U-förmigen Trog mit geglätteten Wänden wird.

Die Hobelwirkung der alpinen wie der Talgletscher wird jedoch weit in den Schatten gestellt von der einebnenden Gewalt der großen Inlandeisdecken, unter denen einst über ein Viertel der Landfläche unseres Planeten begraben war. Millionen von Quadratkilometern bedeckend und mehrere tausend Meter dick, überlagerten diese ungeheuren Eismassen Berge und Täler gleicherweise und veränderten bei ihrem mehrmaligen Vordringen und Zurückweichen das Landschaftsrelief in kaum vorstellbarem Ausmaß. Die Berge im Nordosten der Vereinigten Staaten, das schottische und irische Hochland, die deutschen Mittelgebirge blieben mit rundgeschliffenen Gipfeln und abgestumpften Kammlinien zurück. Dazu schufen die abtauenden Inlandeisdecken in Europa, Asien und Nordamerika Tausende von Seen und Flüssen, vertieften die Großen Seen zwischen Kanada und den USA, füllten sie mit Schmelzwasser und lenkten Ohio und Missouri in ihre heutigen Flußbetten ab.

Unaufhörlich ist die Erdoberfläche in Bewegung. Jeder Zentimeter ist gewaltigen, widerstreitenden Kräften des Aufbaus und des Abbaus ausgesetzt. Hebungskräfte, die ihren Ursprung tief im Erdinneren haben, zwingen die Gesteinskruste periodisch, sich aufzuwölben und zubukkeln und flache Bergzüge, Hochplateaus und Gebirgsketten zu

bilden. Dem entgegen sind die atmosphärischen Erosionskräfte unablässig am Werk, die Bodenerhebungen wieder abzutragen und deren Substanz talwärts und ins Meer zu transportieren. Gemeinsam haben diese Kräfte des Auf und Ab seit unvordenklichen Zeiten das Gesicht unseres Planeten geformt.

Bei den Bergformationen unterscheidet man drei Hauptarten: vulkanische, Schollen- und Faltengebirge. Die Vulkane — die man am leichtesten erkennt — sind nichts anderes als enorme kegelförmige Aufschüttungen aus erstarrter Lava und Asche. Es gibt heute auf der Erde über 500 tätige Vulkane und ein paar tausend erloschene oder schlummernde: vom kleinen Hügel bis zu den imposanten Gipfeln des Vesuv, des Ätna und des schneegekrönten Fudschijama.

Weitaus der größte Teil der Gebirge aber ist nicht durch Vulkantätigkeit entstanden, sondern durch Verwerfungen und Aufwölbungen der Erdrinde. Vertikale Verschiebungen vermögen manchmal in einem einzigen mahlenden Knirschen 15 Meter hohe Steilwände emporzupressen. Wiederholen sich solche Verwerfungen an derselben Stelle über lange Zeiträume, können ganze Gebirgsfronten hochgestemmt werden. Die geologisch junge Sierra Nevada in Kalifornien ist ein einziger hochgekippter Grundschollenblock, 650 Kilometer lang und 100 Kilometer breit. Viele andere Gebirgsketten — die Alpen, die Anden, die Rocky Mountains — sind durch Faltung hochgetürmte Kettengebirge, deren

„*Wiege der Geologie*"

Die Vielgestaltigkeit der schweizerischen Gebirgslandschaft hat die Menschen schon früh zum Nachdenken über ihre Entstehung veranlaßt. Es ist kein Zufall, daß die Schweiz als die Wiege der Geologie bezeichnet wird, hat doch hier die wissenschaftliche Erforschung der Erdoberfläche ihren Ursprung genommen. Gesteine und Gesteinsformationen weckten schon im 16. Jahrhundert die wissenschaftliche Phantasie, als Conrad Gesner um 1550 erstmals Versteinerungen abbildete, um 1700 schrieb der Zürcher Arzt J. J. Scheuchzer seine „Naturhistorie des Schweizerlandes", die Schiller übrigens die Vorstellung und Schilderung der Alpenwelt für den *Wilhelm Tell* gab. Das dichterische Schaffen Albrecht von Hallers verklärte die Alpenforschung des 18. Jahrhunderts. Der Genfer Horace Bénédict de Saussure gebrauchte zum ersten Mal das Wort Geologie. Dieser Gletscher- und Gipfelforscher hat auch das savoyardische Wort „Moräne" als Bezeichnung für Gletscherschutt in die Literatur eingeführt. Pioniere und Forscher wie Bernhard Studer, Oswald Heer und Albert Heim bildeten eine schweizerische Geologenschule heran, deren Schüler in allen Ländern der Welt an der Erforschung der Erde und an der Erschließung von Bodenschätzen beteiligt sind.

Gesteinsschichten sich durch Aufwölbungen wie durch Einbrüche zu Kammlinien und Tälern gleich den Wogen der See geordnet haben. Auf ihren Gipfeln finden sich häufig marine Fossilien, die beweisen, daß einige der höchsten Bergspitzen unseres Planeten vom Grund früherer Meere aufgestiegen sind.

Überall auf der Erde wird das Emporpressen von Gebirgen und Hochplateaus durch das allmähliche Absinken von Küstenrändern und Inlandbecken ausgeglichen. Ganz Frankreich zum Beispiel scheint langsam nach Norden überzukippen, hat die Tendenz, sich im Süden zu heben und längs der Kanalküste zu senken. Wenn dieser Neigungsprozeß anhält, wird der Atlantik schließlich große Gebiete Frankreichs überschwemmen, von Brest bis zur belgischen Grenze. Gleichzeitig hebt sich Schwedens Ostküste alljährlich um einen halben Zentimeter; in 10 000 Jahren würde diese Aufwärtsbewegung alles Wasser aus dem Ostseebecken hinausgekippt haben.

Die Unruhe, das rastlose Auf und Ab der Erdrinde offenbart, daß die inneren Kräfte, welche die Neuschaffung und Neuformung von Land verursachen, heute genau so am Werk sind wie am ersten Tag. Das gegenwärtige Tempo der Erdkrustenbewegungen — hält es entsprechend lange an — genügt durchaus, ebenso hohe Gebirge aufzutürmen, wie unser Planet sie heute trägt.

So werden neue Gebirgszüge entstehen, neue Hochplateaus zum Himmel emporgepreßt werden. Und jedes Aufwärtsdrängen wird neue reißende Ströme schaffen, die von neuem beginnen werden, das Land abzutragen und einzuebnen.

Sorgen zwischen zwölf und fünfzehn

Ein Junge, der mit der Aufgabe, sein Zimmer im Schulheim sauber zu halten, nicht fertig werden konnte, schrieb seinen Eltern einen Brandbrief: „Bitte schickt mir sofort einen Teppich für mein Zimmer. Ich brauche etwas, unter das ich fegen kann." J.C.

Die kleine Karoline kam von ihrem ersten Tag in der höheren Schule ganz außer sich nach Haus: „Denk dir, Mutti, alle unsere Lehrer bis auf fünf sind *Männer!*" Ich zeigte gebührende Bewunderung. Dann fragte ich: „Wie viele Lehrer habt ihr denn?"

„Sieben", erwiderte sie. J. C.

Zwei Schülerinnen aßen in aller Ruhe ihre Mittagsmahlzeit, obwohl sie gleich darauf bei einer Schulfeier ein Konzertstück spielen sollten.

„Habt ihr denn gar kein Lampenfieber?" fragte eine Lehrerin.

„Ach nein", entgegnete eines der Mädchen. „So gut sind wir nicht."

W. P. D.

Parlament der Gentlemen

Aus The Winnipeg Tribune von Edwin Muller

Das britische Unterhaus hat den Grundsatz, seine Aufgaben in aller Öffentlichkeit zu erledigen — immer mit guten Umgangsformen, weltmännisch und voll abwechslungsreichen Geschehens

In einer Mainacht des Jahres 1941, bei einem deutschen Luftangriff auf London, krachten Bomben durch das Dach des britischen Parlamentsgebäudes und zerstörten den Plenarsaal des Unterhauses, der glücklicherweise gerade leer war, völlig. Vielen Abgeordneten erschien die Gelegenheit günstig, Neuerungen an dem ehrwürdigen Bauwerk vornehmen zu lassen. Der Sitzungssaal des Unterhauses war ein kleiner und unbequemer Raum gewesen. Der rechteckige Grundriß, in dem die Bankreihen sich der Länge nach gegenüberstanden, war für rhetorische Zwecke nicht gerade geeignet. Einige Abgeordnete beantragten einen größeren, moderneren Sitzungssaal, in dem sich die Pultreihen halbkreisförmig um den Platz des *speakers*, des Vorsitzenden, herumziehen sollten.

Aber Premierminister Churchill wollte, daß der neue Saal genau so wie der alte wiederaufgebaut wurde.

Hierfür brachte er schwerwiegende Gründe vor. Ein rechteckiger Raum,

erklärte er, begünstige das Zweiparteiensystem; ein halbkreisförmiger hingegen fördere das schlechter funktionierende Vielparteiensystem. In einem halbkreisförmigen Saal werde es den Abgeordneten leichter gemacht, sich zwischen der Linken und der Rechten „wetterwendisch" hin und her zu bewegen; in einem rechteckigen Raum, wo Regierungspartei und Opposition einander gegenübersitzen, müsse man entweder zur einen oder zur anderen Seite gehören.

Noch wichtiger sogar, sagte er, sei die Größe des Raums. Das Wesen der britischen Regierungsform bestehe nicht darin, Reden zu halten, sondern eine vernünftige Diskussion in Form eines Gespräches zu führen. Dafür brauche man einen kleinen Raum. (Das Wort „Parlament" ist von „*parlare* — Gespräch führen" abgeleitet.)

Churchill setzte seine Ansicht durch — um so leichter, als Clement Attlee, der Führer der Opposition, mit ihm übereinstimmte.

Ende 1950 zogen die Abgeordneten aus ihrer vorübergehenden Unterkunft im Oberhaus in den neu erbauten Sitzungssaal des Unterhauses zurück. Der neue Saal hatte dieselben Maße wie der alte: 20 auf 14 Meter. An einem Ende befindet sich der Sessel des Speakers. Von ihm aus führt ein drei Meter breiter Gang, der zum Teil von einem langen Tisch eingenommen wird, mitten durch den ganzen Raum. Parallel zu diesem Gang steigen zu beiden Seiten je fünf Bankreihen empor. Auf diesen finden 437 der 625 Abgeordneten Platz; wenn mehr anwesend sind, müssen sie stehen oder auf dem Fußboden sitzen. Darüber befinden sich kleine Tribünen für Presse und Zuschauer.

Es IST 8.45 Uhr abends, und die Abgeordneten strömen nach dem Abendessen in den Sitzungssaal. Bald sind zwei- bis dreihundert in dem Raum versammelt, darunter fünf oder sechs Frauen. Einige Abgeordnete sind im Gesellschaftsanzug erschienen; die Atmosphäre entspricht der einer Abendgesellschaft unter wohlerzogenen Leuten.

Auf der vordersten Regierungsbank rechts vom Speaker sitzen einige Kabinettsmitglieder. Da ist Anthony Eden, mit seinem eisgrauen Haar und seinem schönen, müden Gesicht. Seine langen Beine ruhen mit der für das Parlament typischen Lässigkeit auf dem Tisch in der Mitte. Neben ihm sitzt Schatzkanzler Richard Austen Butler (von seinen Freunden „Rab" genannt), ruhig und aufmerksam.

Ihnen gegenüber, jenseits des Ganges, haben auf der vordersten Oppositionsbank ein paar Angehörige des „Schattenkabinetts" der Labour Party Platz genommen. Da ist Clement Attlee mit seinem sanften Gesichtsausdruck. Neben ihm das Fuchsprofil Emanuel Shinwells. Unten am Ende der Bank Aneurin Bevan, der stets entweder finster dreinblickt oder lächelt.

Butler hält gerade eine Rede über das lebenswichtige Exportthema. Und doch ist es keine richtige Rede. Er deklamiert nicht, erhebt nie seine Stimme und gestikuliert nicht. Er redet den Speaker an, spricht aber in Wirklichkeit zu den übrigen Abgeordneten — als ob er eine während des Abendessens begonnene Unterhaltung fortsetzte.

Es ist eine ausgezeichnete Rede. „Unerwiderte Exporte sind wie unerwiderte Liebe — äußerst anstrengend und nicht sehr lohnend."

Er wird dauernd unterbrochen — von beiden Seiten des Hauses. Es gibt keinen Applaus. Statt dessen kommen gewisse Massenäußerungen vor; in den Zeitungsberichten werden sie als „Hört, hört!" (Zustimmungen) oder, von der Opposition kommend, „Oh, oh!" (Ablehnung) erwähnt. Um heftiger Mißbilligung Ausdruck zu geben, rufen die Abgeordneten: „Pfui!"

Wenn ein Abgeordneter nicht mehr im Unterhaltungston spricht und anfängt, pathetisch zu werden, wird er unter Umständen durch den Zuruf „Lauter!" (was natürlich „Leiser!" bedeuten soll) unterbrochen.

Bei einer langweiligen Rede leeren sich die Bänke schnell. Ein ehemaliger Abgeordneter war unter dem Namen „Kammerzofe" bekannt: sobald er aufstand, war die Kammer wie leergefegt. Ein gewisses sprachliches Niveau muß aufrechterhalten werden. Zum Beispiel werden keine falschen Gleichnisse geduldet. Vor Jahren sagte ein Abgeordneter in einer Rede: „Herr Vorsitzender, hier liegt der Hase im Pfeffer! Aber verlassen Sie sich darauf, ich werde ihn im Keim ersticken!" Solche Entgleisungen ernten mehr Pfuirufe, als wenn jemand ein unsinniges Gesetz beantragt.

Das Gespräch muß sich an festgelegte Regeln halten. „Unparlamentarische Ausdrücke" sind verpönt. Man bezeichnet einen anderen Abgeordneten nicht als Lügner, ja man gebraucht nicht einmal das Wort Lüge. (Winston Churchill half sich einmal damit, daß er die Erklärung eines Abgeordneten als „terminologische Ungenauigkeit" bezeichnete.) Man erwähnt andere Abgeordnete nie mit Namen. Es heißt immer „mein ehrenwerter Freund" (wenn er zur selben Partei gehört) oder „der ehrenwerte Herr" (wenn er zur anderen gehört). Wenn er ein Angehöriger des britischen Heeres ist oder war, muß von ihm als „mein ehrenwerter und tapferer Freund (oder Herr)" gesprochen werden.

Bewegung geht durch die Reihen, wenn eine untersetzte, wohlbekannte Gestalt gemächlich hinter dem Sessel des Speakers hereingeschlendert kommt. Er verbeugt sich vor dem Speaker und geht langsam auf den Platz des Premierministers auf der vordersten Bank zu. Seine Beine sind etwas kurz, aber es gelingt ihm, einen Fuß auf die Tischkante zu legen. Während er sich zurücklehnt, rutscht ihm seine Brille auf die Nasenspitze, und er guckt freundlich darüber hinweg.

Premierminister Churchill verbringt einen großen Teil seiner Zeit im Unterhaus. Denn hier, mehr noch als in Downing Street 10, ist das eigentliche Feld seiner Tätigkeit. Er führt Angriff und Verteidigung an. Wo Sir Winston sitzt, ist das Regierungszentrum Großbritanniens.

Wenn er spricht, wird er genau wie jeder andere unterbrochen. Er hat heftige Auseinandersetzungen mit der Opposition, die aber nie persönlich werden. Im allgemeinen bringt ihn Opposition erst in Hochform. Er hat einmal gesagt: „Es hebt meine Stimmung, wenn ich eine Ansammlung von Herren mittleren Alters, die meine politischen Gegner sind, in Wut geraten sehe."

Man muß sich jedoch darüber klar sein, daß bei all diesen Rededuellen im Unterhaltungston etwas Positives geleistet wird. Regierung und Opposition überlegen gemeinsam, schließen Kompromisse und denken zusammen die vorliegenden Probleme durch. Es gibt auch noch einen Meinungsaustausch „hinter dem Sessel des Speakers", mit anderen Worten, im Rauchsalon. Wenn man Zutritt hätte — er ist allerdings nur Abgeordneten gestattet —, könnte man hier beobachten, wie ein führendes Mitglied der Regierungspartei bei einem Whisky-Soda mit einem führenden Mitglied der Opposition verhandelt. Unter dem Druck der Zeit ist die Regierung nicht in der Lage, ihr gesamtes Programm gegen die Verzögerungstaktik der Opposition durchzudrücken. Die Lösung liegt im Kompromiß, und der wird hauptsächlich hier ausgehandelt. Es ist selbstverständliche Tradition, daß nichts, was im Rauchsalon gesagt wird, außerhalb zitiert werden darf.

Wenn abgestimmt wird, geschieht es durch „Hammelsprung" und nicht durch Namensaufruf: die Abgeordneten begeben sich aus dem Sitzungssaal in eine der anschließenden Wandelhallen, die eine für die Ja-Stimmen, die andere für die Nein-Stimmen. Wenn sie wieder hereinkommen, werden die Stimmen gezählt.

Einer der wichtigsten Punkte der Geschäftsordnung sind die „kleinen Anfragen". Sie finden jede Woche von Montag bis einschließlich Donnerstag zu Beginn der Sitzung statt und dauern eine Stunde.

Jeder Abgeordnete ist berechtigt, jedem Minister eine Frage zu stellen. Täglich werden etwa 150 Anfragen eingereicht. Die meisten werden schriftlich gestellt und schriftlich beantwortet; sie kommen in den Parlamentsbericht, ohne jedoch die Zeit des Unterhauses in Anspruch zu nehmen. Fünfzig bis sechzig Fragen werden mündlich im Haus beantwortet. Wenn ein Abgeordneter mündliche Antwort verlangt, bekommt er sie für gewöhnlich auch. Anfragen werden von der Opposition dazu benützt, die Regierungspolitik anzugreifen und ihre Schwächen zu sondieren. Jedesmal, wenn die Regierung eine Ungeschicklichkeit begeht, muß der verantwortliche Kabinettsminister persönlich im Haus dafür

Rede und Antwort stehen, wobei letzten Endes das ganze Volk zuhört.

Alle Anfragen werden mehrere Tage im voraus eingebracht, so daß der Minister Zeit hat, seine Antwort vorzubereiten. Die Unterlagen werden ihm von Beamten seines Ministeriums zusammengetragen. Aber wenn ein Abgeordneter das Gefühl hat, daß seine Anfrage nicht ordnungsgemäß beantwortet wurde — und das hat er meistens —, darf er „ergänzende" Fragen stellen. Damit kann er den Minister unter Umständen in größte Verlegenheit bringen.

Nicht alle Anfragen betreffen schwerwiegende Staatsangelegenheiten. Dem Innenminister wurde einmal die Hölle heiß gemacht, weil die Londoner Polizei ohne ausreichendes Beweismaterial ein Mädchen wegen Sittlichkeitsvergehens verhaftet hatte. Der Minister erlebte wahrscheinlich den schlimmsten Nachmittag seines Lebens. Er wurde beinahe gestürzt. Der Erfolg war ein Großreinemachen in der Londoner Polizei.

Die „Anfragen" bedeuten für den Engländer eine Garantie gegen Unrecht. Sie halten bei den Regierungsbeamten aller Rangstufen das Bewußtsein wach, daß das alles sehende Auge des Unterhauses sie ständig beobachtet.

Das Unterhaus ist die höchste Staatsgewalt im Vereinigten Königreich. Es macht alle Gesetze und überwacht durch die Kabinettsminister ihre Durchführung. Es könnte die Monarchie über Nacht abschaffen, Krieg erklären, unbegrenzt hohe Steuern erlassen — seine Tätigkeit unterliegt weder einem Veto der Exekutive, noch der Revision eines Gerichts.

Theoretisch bedarf jedes Gesetz der Zustimmung des Monarchen. Seit Generationen hat er sie nie verweigert. Theoretisch muß ferner jedes Gesetz vom Oberhaus gebilligt werden. Heute haben die Lords nur noch die Möglichkeit, einen geringfügigen Aufschub zu erwirken; über Gesetze finanziellen Charakters können sie nicht einmal mehr abstimmen.

Das Oberhaus tagt auf der anderen Seite des Parlamentsgebäudes. Sitz und Stimme haben hier sämtliche Peers von England (Herzöge, Marquis, Grafen, Barone), einige Angehörige des Hochadels von Schottland und Irland und mehrere Bischöfe — alles in allem etwa 800 Personen. Davon nehmen 150 mehr oder weniger regelmäßig an den Sitzungen teil.

Das Oberhaus ist nicht etwa zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Es ist, durch seine Lordrichter, immer noch der oberste Gerichtshof des Vereinigten Königreichs. Unter seinen Mitgliedern befinden sich viele geistvolle und hervorragende Männer, und die Diskussionen, die dort geführt werden, beeinflussen bis zu einem gewissen Grad auch die des Unterhauses. Aber alle legislative und exekutive Gewalt liegt beim Unterhaus.

Das Erstaunliche am Unterhaus ist, daß es keine geschriebene Ver-

fassung, keine geschriebenen Statuten besitzt. Es richtet sich nach Präzedenzfällen und Abmachungen, zu denen jede Generation ihr Teil beigetragen hat. Der Engländer hat einen ausgeprägten Sinn für die Vergangenheit. Er hält, auch in Kleinigkeiten, an alten Gebräuchen und an einem gewissen überlebten historischen Gepränge fest — weil es Symbole wichtiger Dinge sind.

Ein Beispiel dafür ist der Schwarze Stab. Wenn der Monarch in das Oberhaus kommt, um die Thronrede zu halten — die der Premierminister verfaßt hat —, wird das Unterhaus hinbefohlen, um sie anzuhören. Die Aufforderung wird von einem königlichen Herold überbracht, der einen schwarzen Stab trägt. Wenn er das *House of Commons* erreicht hat, wird ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Erst nach mehrfachem Anklopfen wird ihm gestattet, einzutreten. Es klingt vielleicht töricht — und doch ist es eine Mahnung an die hart erkämpfte Unabhängigkeit des Hauses. Wenige Leute wissen, daß der einzige Ort in Großbritannien, den der König nicht betreten darf, das Unterhaus ist. Dieses Verbot geht auf den Januar 1642 zurück, als König Karl I. beschloß, Westminster mit seiner Leibgarde zu stürmen und fünf Volksvertreter gefangenzunehmen, die ihn beleidigt hatten. Die Abgeordneten konnten sich durch die Flucht retten, aber das Parlament beschloß zum Schutze der Selbstregierung, daß es dem König nie mehr gestattet sein dürfe, das Unterhaus zu betreten. Für Angehörige des Oberhauses besteht das gleiche Verbot.

Das Haus ist nicht arbeitsfähig, sofern nicht das Zepter, das Symbol der Autorität des Hauses, an seinem Platz auf dem Tisch liegt. Vor jeder Sitzungsperiode werden in feierlichem Umzug die Kellerräume des Parlaments durchsucht — weil Guy Fawkes dort vor 350 Jahren ein Faß Schießpulver versteckt hatte, um das Parlament in die Luft zu sprengen. Wenn das Haus sich vertagt, erschallt durch die Gänge der Ruf der Wächter: „Wer geht nach Haus?" — weil vor 300 Jahren Abgeordnete das Parlamentsgebäude unter dem Schutz bewaffneter Wächter verließen, die die Straßen unsicher waren.

Diese Anachronismen dienen einem Zweck. Sie flößen dem ehrgeizigen neuen Abgeordneten Ehrfurcht ein, beschwichtigen Wutausbrüche, die das fein abgestimmte Gleichgewicht von Höflichkeit und Tradition, durch das allein das parlamentarische System des Kompromisses funktioniert, stören könnten. Für den Engländer ist dieses Festhalten an alten Bräuchen ein Symbol seiner Überzeugung, daß das Neue auf der soliden Grundlage des Alten aufgebaut werden muß.

Im Durchschnitt sind die Abgeordneten des Unterhauses verhältnismäßig wenig begüterte Leute. Kürzlich stellte sich bei einer Umfrage heraus, daß eine überraschend große Anzahl der gewählten Volksvertreter gewöhnt ist, sich das Früh

stück selbst zuzubereiten und ihren Frauen beim Abwaschen zu helfen. Viele sind noch jung, bei der letzten Wahl waren 50 unter 25 Jahre alt.

Das Jahresgehalt eines Unterhausabgeordneten beträgt 1000 Pfund. Wenn er eine Sekretärin hat, muß er sie aus eigener Tasche bezahlen. Alles, was ihm an Büroraum zur Verfügung steht, ist ein kleiner verschließbarer Schrank zur Aufbewahrung seiner Papiere. Ein konservatives Parlamentsmitglied erklärt: „Ich arbeite über hundert Stunden wöchentlich, und nach Abzug meiner Unkosten beläuft sich mein Gehalt auf etwa zwei Schilling pro Stunde. Arbeiter werden besser bezahlt."

Obwohl sie wenig Zeit für sich selbst haben (das Parlament tagt im Jahr neun Monate und fünf Tage in der Woche, gewöhnlich von 2.30 Uhr nachmittags bis 10.30 nachts), haben die meisten Abgeordneten noch irgendeinen Nebenverdienst — als Geschäftsleute, in akademischen Berufen oder in einer Gewerkschaft.

Das Unterhaus genießt höchstes Ansehen und spielt eine wichtige Rolle bei der britischen Bevölkerung. Sein Parlamentsabgeordneter ist, abgesehen von einigen der lokalen Verwaltungsbeamten, die einzige Person, die der britische Bürger wählt. Diese Wahl findet alle fünf Jahre statt — es sei denn, daß die Regierung das Vertrauen des Hauses schon vorher verliert und gestürzt wird. An den Parlamentswahlen beteiligen sich 75 bis 83 Prozent der Stimmberechtigten Großbritanniens.

Der Unterhausabgeordnete vertritt die Interessen seiner Wähler. Aber es wird vorausgesetzt, daß er die Interessen des Landes über die lokalen Interessen stellt. Es ist übrigens nicht erforderlich, daß ein Abgeordneter in dem Wahlkreis wohnt, in dem er gewählt wird.

Wohl kein Land der Erde wird so sehr in aller Öffentlichkeit, mit soviel abwechslungsreichem Geschehen regiert. Dieses Unterhaus mit dem Kabinett auf der vordersten Bank ist eine für jedermann leicht zu begreifende Einrichtung. Infolgedessen verfolgen die Wähler die Sitzungsberichte mit wachsamen Augen, und was täglich im Unterhaus gesagt wird, bildet ein Hauptgesprächsthema in den Kneipen der Armenbezirke und an den Tafeln der vornehmen Gesellschaft. Dieses allgemeine, lebendige Interesse ist das stärkste Bollwerk der britischen Demokratie.

Die Mutter der Parlamente ist heute eine hochbetagte Dame. Aber sie beherrscht die Kunst des Gesprächs immer noch vorzüglich — und damit regiert sie das Weltreich.

»»««

WENN ein Junge schließlich alt genug ist, zu wissen, wieviel er seinen Eltern schuldet, dann kommt ein Mädchen daher und beansprucht die Zinsen.

B. H. G.

Die Frage, ob Keuschheit die gesunde Entwicklung des Gefühlslebens hemmt, wird hier freimütig erörtert

Ist Keuschheit keine Tugend mehr?

Aus der Monatsschrift Woman's Home Companion

von Dr. David R. Mace

Ehrenvorsitzender der Staatlichen Eheberatung von Großbritannien

Die Probleme des Geschlechtslebens werden heutzutage mit einer Offenheit diskutiert, die bei unseren Großeltern Entsetzen erregt hätte. Dieser neuen Freiheit begegnen wir nicht nur im Gespräch, sondern auch im Verhalten der Menschen, die heute vielfach das Ideal der Keuschheit als überlebt betrachten.

Ist das wirklich so? Es ist keineswegs leicht, Klarheit in diese Frage zu bringen, denn viele vertreten erregt den einen oder den anderen Standpunkt.

Für Menschen, die aus religiösen Gründen für die Keuschheit eintreten, ist sie ein wesentlicher Bestandteil einer gottgewollten Lebensweise, zu der sie sich verpflichtet fühlen. Ihnen stehen jene gegenüber, die nach dem Grundsatz leben: erlaubt ist, was gefällt. Meine Worte richten sich nicht an diese beiden Gruppen, sondern an die überwiegende Mehrzahl derer, die sich weder für den einen noch für den anderen Standpunkt entscheiden können.

Um die Frage zunächst einmal klar zu formulieren: sind außereheliche Beziehungen — sowohl für Männer wie für Frauen — zu bejahen oder nicht?

Die traditionelle Anschauung verwirft die Unkeuschheit wegen der Gefahren, die sie mit sich bringt — sei es eine ansteckende Krankheit oder ein unerwünschtes Kind, sei es ein nachteiliger Einfluß auf den Charakter oder eine Erschütterung des Familienlebens und damit eine Gefährdung der Gemeinschaft.

Diesem Standpunkt wird entgegengehalten, die Unterdrückung des Geschlechtstriebes führe zu seelischen Schäden. Ein freies Sichausleben sei für die Entwicklung der Persönlichkeit notwendig. In früheren Zeiten verbot sich zwar eine uneingeschränkte Freiheit von selbst wegen der Gefahren der Geschlechtskrankheiten und der unehelichen

Kinder; heute jedoch liegen die Dinge anders infolge der Entwicklung der modernen Medizin.

Zweifellos stützten sich die Verfechter der Keuschheit früher in hohem Maße auf die Angst — ein Abschreckungsmittel, auf das die Gesellschaft vielleicht allzu gläubig vertraut hat. Trotzdem: die Tatsache, daß Geschlechtskrankheiten heute heilbar sind, bedeutet *nicht*, daß ein unkeusches Leben keinerlei Ansteckungsgefahren mit sich brächte. Und Geschlechtskrankheiten sind in jedem Fall eine lästige, recht unangenehme und schmerzhafte Angelegenheit.

Wie steht es nun mit den unerwünschten Kindern? Gewiß, die medizinische Wissenschaft hat große Fortschritte in der Entwicklung empfängnisverhütender Mittel zu verzeichnen. Aber auch die zuverlässigsten, von den besten Spezialärzten empfohlenen Methoden können einmal versagen.

Das heißt also: jedes junge Paar muß bei sexueller Vereinigung mit der Möglichkeit einer Schwangerschaft rechnen. Tritt sie ein, dann haben die jungen Leute die Wahl zwischen einer erzwungenen Heirat, einer Abtreibung oder einem unehelichen Kind. Daß alle drei Auswege zu gesundheitlichen Schäden oder ins Unglück führen können, liegt auf der Hand.

Das aber sind bestenfalls negative Argumente für die Keuschheit, und sie sind auf Grund der medizinischen Fortschritte heute längst nicht mehr so überzeugend wie einst. Die Entwicklung der Zukunft wird sie vielleicht vollends entkräften, und wir müssen uns fragen, ob die Keuschheit dann etwas Überlebtes sein wird.

Die außerehelichen Beziehungen lassen sich im großen ganzen nach drei Kategorien unterscheiden: erstens diejenigen, bei denen an eine Ehe nicht gedacht ist; zweitens jene, in denen eine Heiratsabsicht besteht, und schließlich die Fälle, in denen einer der Beteiligten — oder auch beide — bereits verheiratet sind.

Zur ersten Gruppe gehören die jungen Menschen, die zwar noch keine Verantwortung für eine Familie übernehmen können, die Befriedigung ihres Verlangens aber für einen berechtigten Anspruch halten. Diese Gruppe liefert das Hauptargument gegen die Keuschheit: darf man junge Menschen, deren Geschlechtstrieb erwacht ist, einem derartigen Zwang unterwerfen?

Wenn wir als erwachsene Menschen — einzeln oder in der Gemeinschaft — im Leben bestehen wollen, so müssen wir zwei Aufgaben meistern: erstens müssen wir den Geschlechtstrieb beherrschen lernen, und zweitens müssen die Beziehungen der Geschlechter über die bloße Befriedigung eines körperlichen Triebes hinaus zum Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit werden. Nur wenn Liebe sich mit selbstloser Hingabe und bewußter Treue paart, ist sie wahrhaft menschenwürdig und kann zu jener Gemeinschaft erblühen, die für ein gedeihliches Familienleben

unerläßlich ist. Es ist also von größter Bedeutung, daß jeder Mann und jede Frau dies von Anfang an anstrebt.

Bekanntlich macht jeder junge Mensch ein Stadium durch, in dem die Kompaßnadel seiner Gefühle auf der Suche nach dem einen als Gatten geeigneten Partner unruhig hin und her pendelt. Mit der Entwicklung des Gefühlslebens wächst auch die Liebesfähigkeit, sie gewinnt Sicherheit und Beständigkeit. Erst dann ist der junge Mensch reif für die monogame Bindung.

Angenommen, unreife junge Menschen lassen sich in jugendlicher Verliebtheit zu körperlicher Vereinigung hinreißen. Die Folge kann sein, daß ihre Liebesfähigkeit nie über die jugendliche Unreife hinauswächst. Die meisten Psychologen stimmen in der Ansicht überein, daß Menschen mit einem ausschweifenden Liebesleben fast ausnahmslos ein unreifes Gefühlsleben haben. Wenn ein junger Mensch sich daran gewöhnt, sich von seinen sexuellen Wünschen treiben zu lassen, so muß seine Fähigkeit zur reifen, beherrschten Liebe verkümmern — und nur auf einer solchen Liebe läßt sich ein glückliches Familienleben aufbauen.

Der junge Mensch muß seine Kräfte auch auf vielen anderen Gebieten zügeln: er kann nur ein begrenztes Maß an Verantwortung übernehmen, er darf nicht unbeschränkt über seine persönlichen Angelegenheiten entscheiden und nicht selbständig über seinen Besitz verfügen. Diese Einschränkungen werden der unmündigen Jugend in ihrem eigenen Interesse auferlegt. Läge es nicht ebenso in ihrem Interesse, wenn sie entsprechende Einschränkungen in bezug auf ihr Geschlechtsleben akzeptierte?

Gewiß nicht immer eine leichte Aufgabe — aber wann hätte die Jugend sich je leichte Aufgaben gewünscht? Jugend ist nicht nur eine physische Sturm- und Drangperiode, sie ist auch die Zeit der hohen Ideale. Es fehlt nicht an Beweisen dafür, daß diese Ideale durchaus imstande sind, jene andern Triebe zu zügeln und in die rechte Bahn zu lenken. Das ist eben, ja, was den zivilisierten Menschen über das Tier und den Wilden erhebt.

Wenden wir uns nun der zweiten Gruppe zu, denen, die sich zur Ehe entschließen, wenn sie ihrer Liebe zueinander sicher sind. Sollen sie die körperliche Vereinigung vollziehen, sobald sie ernsthaft zur Heirat entschlossen sind, oder erst dann, wenn sie vor Kirche und Gesellschaft das Ehegelöbnis abgelegt haben?

Es wird behauptet, die Erfahrungen vor der Ehe seien notwendig, um festzustellen, ob zwei Menschen zueinander passen. Aber was heißt eigentlich: sexuell zueinander passen? Das ist durchaus nicht leicht zu definieren. Es ist abhängig von der Stärke des Triebes, einem Faktor, der bei jedem Menschen — vor allem aber bei Frauen — zu verschiedenen Zeiten erheblich variiert.

Jeder Psychologe weiß, daß die Unsicherheit bei solchen vorehe

lichen Proben und das Bewußtsein, wieviel davon für die Zukunft abhängt, dazu angetan sind, Angstgefühle und Funktionsstörungen zu erzeugen. Ich kenne Menschen, die dabei kläglich versagt haben; dieses peinliche Erlebnis wäre ihnen so gut wie sicher erspart geblieben, wenn ihr Geschlechtsleben in der Sicherheit der Ehe begonnen hätte. Und wie oft begegnen mir verheiratete Männer und Frauen, die erst nach mehrjähriger Ehe zu einer wirklich befriedigenden körperlichen Beziehung gekommen sind! *Wenn* das aber der Fall ist, dann haben sie die Grundlage für eine äußerst glückliche Ehe geschaffen. In solchen Fällen kann man fast sicher annehmen, daß voreheliche Experimente nur hoffnungslose Verwirrung gestiftet hätten.

Zu diesem entscheidend wichtigen Punkt möchte ich zwei maßgebliche Aussagen zitieren. Der Medizinhistoriker Dr. Norman Himes schreibt: „Es ist ein verhängnisvoller Irrtum unserer Zeit, daß die Leidenschaft vor der Ehe auf die Probe gestellt werden müsse. Um eine glückliche Ehe zu gewährleisten, müssen in erster Linie Charakter und Persönlichkeit erprobt werden." Und der Soziologe Professor Hornell Hart von der Duke-Universität sagt: „Das Wesentliche an einer Liebesbeziehung ist das schöpferische Einswerden zweier Persönlichkeiten. Es ist wie ein Kunstwerk, und wenn zwei normale Menschen dieses Kunstwerk gemeinsam zu schaffen vermögen, so können sie fast mit Sicherheit eine tief befriedigende eheliche Beziehung erwarten. Voreheliche Geschlechtsbeziehungen wirken oft zerstörerisch auf die spätere eheliche Zuneigung."

Dieser Grundsatz scheint mir der Eckpfeiler jeder Liebesmoral zu sein: das Ideal der Keuschheit nicht im Dienste eines trockenen Begriffs geschlechtsloser Reinheit, sondern um der warmen, wahrhaft menschlichen Liebe willen. Wenn wir dafür ehrlich einträten, würden sich wohl viele junge Menschen, denen der religiöse Glaube fehlt, dazu bekennen.

Schließlich kommen wir zu den Verheirateten, die außereheliche Beziehungen haben. Darf man solchen Impulsen hin und wieder nachgeben, ohne seine Ehe zu gefährden?

Es wird oft behauptet, daß der Wunsch nach Abwechslung untrennbar mit dem menschlichen Geschlechtstrieb verbunden sei. Das mag sein — aber der Wunsch nach Ausschließlichkeit ist ebenso wichtig und tief eingewurzelt, und beide Wünsche lassen sich nicht gleichzeitig erfüllen.

Alle wahrhaft Liebenden kennen das stolze Gefühl, einander ganz zu besitzen; sie wissen, wieviel Zärtlichkeit und Vertrauen aus dem sicheren Gefühl erwachsen, daß ihre körperliche Vereinigung symbolisch ist für das innere Königreich, das ihnen allein gehört. Diese Festung wird erschüttert, sobald einer der beiden Eheleute sich mit einem dritten verbindet. Es ist unmöglich, zwei entgegengesetzte Dinge gleichzeitig zu

erlangen: die eheliche Liebe und unreife Abwechslung. Wenn die Ehe nicht stark genug ist, eine außereheliche Beziehung auszuschließen, so wird sie früher oder später daran scheitern.

Würde man also den jungen Menschen zugestehen, daß sie aus jeder flüchtigen Neigung die Konsequenz einer physischen Vereinigung ziehen, so unterstützte man damit nur, daß sich eine feste Gewohnheit daraus entwickelt. Solche Menschen werden sich, sobald es in ihrer Ehe einmal stürmisch zugeht — und in welcher Ehe käme das nicht vor —, einen anderen Partner suchen, anstatt den energischen Versuch zur Überwindung ihrer Ehekrise zu machen. Solchen Fällen begegnen wir immer wieder; Tausende von Ehen, die leicht zu retten gewesen wären, zerbrechen daran.

Können wir nun die Frage nach einer gesunden Richtlinie für das Geschlechtsleben beantworten?

Für mich unterliegt diese Antwort keinem Zweifel. Der Geschlechtstrieb muß im Dienste der Liebe und der Elternschaft stehen, und ein gesundes Geschlechtsleben muß die menschliche Gesellschaft zu gesunden und glücklichen Ehen und zu einem stabilen, gesicherten Familienleben führen.

Die Einstellung zu diesen Dingen hat in unserem Jahrhundert große Fortschritte gemacht. Wir haben erkannt, daß der Geschlechtstrieb nicht nur der Fortpflanzung, sondern auch unserer Beglückung und Bereicherung dient. Aber die Freude am Geschlechtsleben ist nur dann gut und recht, wenn das große biologische Ziel nicht beeinträchtigt wird: Kinder in die Welt zu setzen und sie unter den bestmöglichen Bedingungen großzuziehen.

Wenn die Erfüllung des Geschlechtstriebes der Würde des Menschen entsprechen soll, dann können wir nicht auf die Keuschheit verzichten. Wir brauchen ein neues Keuschheitsideal: eine Enthaltsamkeit, die wir freudig auf uns nehmen, um die Liebe zwischen Mann und Frau in ungetrübter Wärme und Zärtlichkeit zu erhalten. Keuschheit in diesem Sinne verwirft die Liebe zwischen den Geschlechtern nicht als etwas Sündhaftes. Sie beruht vielmehr auf der Erkenntnis, daß diese Liebe zu gut ist, als daß man sie durch Mißbrauch beflecken dürfte.

Gefährliche Träume

„EINEN komischen Traum hat meine Frau heute nacht gehabt", erzählte ein Mann seinem Kollegen. „Sie hat geträumt, sie sei mit einem Millionär verheiratet."

„Du hast es gut", erwiderte der andere. „Meine Frau träumt das am hellen Tag."

B. C.

Man muß nicht groß sein, um groß zu sein

Aus der Monatsschrift The American Magazine

von Carlos P. Romulo

Auf einer Tagung der Vereinten Nationen geriet ich einmal in eine hitzige Debatte mit Andrej Wyschinski, dem Leiter der sowjetischen Delegation. Ich bezeichnete einen Vorschlag, den er gemacht hatte, als zynisch. Plötzlich richtete Herr Wyschinski seine hochentwickelte Fähigkeit, andere verächtlich zu machen, gegen mich persönlich. „Sie sind doch bloß", so sagte er, „ein Zwerg aus einem Zwergstaat!"

Damit war der Fall für ihn erledigt. In der Tat ist mein Land im Vergleich zu seinem nur ein Punkt auf der Weltkarte. Und ich bin, in den Schuhen gemessen, nur einen Meter und 63 Zentimeter groß.

Sogar bei mir zu Hause bin ich der Kleine. Meine vier Söhne schauen aus einer Höhe von 1,68 bis 1,71 Meter auf mich herab. Selbst meine Frau ist etwa drei Zentimeter größer als ich — wenn sie hohe Absätze trägt. Als sie kurz nach unserer Hochzeit interviewt wurde, machte sie die bescheidene Bemerkung: „Am liebsten möchte ich im Schatten meines Mannes im verborgenen blühen." Worauf ein Bekannter witzig bemerkte, daß sie da nicht viel Platz zum Blühen hätte.

Wiederholt ist, wenn ich mit berühmten Persönlichkeiten zu tun hatte, meine kleine Gestalt zur Zielscheibe von Bemerkungen gemacht worden. Während des zweiten Weltkriegs war ich Adjutant bei General MacArthur, der mich um 20 Zentimeter überragte. Über unseren Einsatz beim Landeunternehmen auf

Brigadegeneral Romulo wurde als „Stimme der Freiheit" auf dem belagerten Bataan während des zweiten Weltkriegs erstmals über seine Heimat hinaus bekannt. Im Jahre 1949 wurde er zum Präsidenten der Vollversammlung der Vereinten Nationen gewählt. Vor kurzem trat er von seinem Posten als philippinischer Botschafter in den Vereinigten Staaten und als ständiger Delegierter bei den Vereinten Nationen zurück, um seine Wahl zum Präsidenten der Republik der Philippinen anzustreben.

Leyte lauteten die ersten Berichte: „General MacArthur, dem das Wasser bis zum Gürtel reichte, watete, mit General Romulo an seiner Seite, ans Ufer." Ein Journalist bat sofort telegrafisch um Bestätigung dieser Nachricht, da ich, wie er kühn behauptete, ertrunken sein müßte, wenn General MacArthur bis über die Hüften im Wasser stand.

Mein Leben lang habe ich über das Größenproblem viel nachgedacht. Und ich muß sagen, ich bin froh, daß ich so klein geraten bin.

Das wird manchen überraschen. Viele Menschen, die klein sind, haben deswegen Minderwertigkeitsgefühle, und ich muß gestehen, daß auch ich in jungen Jahren einmal den Versuch gemacht habe, Schuhe zu tragen, die mich größer erscheinen ließen. Aber ich empfand diese künstliche Erhöhung als unangenehm — nicht körperlich, sondern seelisch, so als ob ich versuchte, anders zu erscheinen, als ich bin. Kurz, ich warf die Schuhe weg.

Diese Schuhe beraubten mich auch eines großen Vorteils, den die Natur mir gegeben hat, nämlich den, daß Menschen von kleinem Wuchs im allgemeinen zunächst unterschätzt werden. Wenn sie dann etwas leisten, sind die anderen überrascht und beeindruckt; die Leistung erscheint ihnen um so größer.

Das wurde mir zum ersten Mal klar, als ich dem Debattierklub der Columbia-Universität angehörte. Weil ich so klein war, sah ich eher wie ein Schüler als wie ein Student aus. Dadurch hatte ich die Zuhörer von Anfang an auf meiner Seite. Ich schien ihnen der Schwächere zu sein, und die meisten sehen es gern, daß sich der Schwächere durchsetzt.

So ist es mir mein ganzes Leben lang gegangen. Meine bescheidenen Leistungen gelten oft als außerordentlich, weil man mir zunächst wenig zutraut.

Bei der Eröffnungssitzung der Vereinten Nationen in San Franzisko im Jahre 1945 wurde ich aufgefordert, als Leiter der neugebackenen philippinischen Abordnung zu sprechen. Als ich hinter dem Rednerpult stand, konnte ich kaum darüber hinwegblicken. In das allgemeine Schweigen hinein sprach ich feierlich die Worte: „Lassen Sie uns die UNO zum friedlichen Schlachtfeld aller unserer künftigen Konflikte machen!"

Diese Worte wurden zunächst mit Schweigen, dann mit Beifall aufgenommen. Ich legte meine vorbereitete Rede beiseite und ließ nur noch mein Herz sprechen. Später las ich in den Zeitungen einige der Sätze, die ich gesagt hatte: „Worte und Ideen sind mächtiger als Kanonen im Kampf um die menschliche Würde... Die einzige Front, die nie zu erschüttern ist, ist die der Verständigung unter den Menschen!"

Dieselben Worte im Mund eines hochgewachsenen Mannes hätten vielleicht höflichen Beifall gefunden. Aber im Mund eines kleinen Mannes aus einem kleinen Land, das noch dazu seine Unabhängigkeit erst ein

Jahr später erhalten sollte, hatten sie eine unerwartete Wirkung. Von jenem Tage an wurden die kleinen Philippinen in der Versammlung als eine flügge gewordene Nation behandelt.

Wir Kleinen haben noch einen Vorteil: wir haben im allgemeinen eine besondere Begabung, Freundschaften zu schließen. Andere Menschen nehmen uns gern in Schutz und schenken uns leicht ihr Vertrauen. Und viele, die klein sind, lernen frühzeitig, daß Freundlichkeit ebenso mächtig wie Körperkraft ist.

Im Jahre 1935, als ich den meisten Amerikanern noch unbekannt war, wurde mir von der Notre-Dame-Universität der Ehrendoktor verliehen. Bei dieser Gelegenheit sollte ich eine Rede halten. Präsident Roosevelt sprach auch an jenem Tag, und nachher warf er mir gutmütig-scherzhaft vor, ich hätte „den Präsidenten der Vereinigten Staaten in den Schatten gestellt".

Kleine Menschen neigen glaube ich dazu, „menschlicher" und zugänglicher zu sein als große. Sie lernen schon in der Jugend, sich nicht so furchtbar ernst zu nehmen. Wenn ein hochgewachsener Mann dünkelhafte Zurückhaltung zur Schau trägt, empfindet man das vielleicht als würdevoll. Ein kleiner Mann, der sich so benimmt, wirkt anmaßend.

Ein kleiner Mann lernt, wenn er klug ist, frühzeitig, wie wichtig es für ihn ist, sich immer in der Gewalt zu haben. Ein großer Mann, der die Selbstbeherrschung verliert, kann eindrucksvoll sein; ein kleiner Mann wirkt dann wie ein Kläffer.

Kleiner Wuchs ist kein Hindernis für große Leistungen. Viele große Männer der Geschichte hatten körperlich Kleinformat. Beethoven und Admiral Nelson maßen beide 1,63 Meter und waren doch noch Riesen im Vergleich zu dem Dichter John Keats und dem Philosophen Immanuel Kant, die nur wenig über anderthalb Meter groß waren.

Und nun noch ein Wort über den berühmtesten aller kleinen Männer: Napoleon. Psychologen haben die Auffassung vertreten, es sei seinem kleinen Wuchs zuzuschreiben, daß er einer ganzen Ära seinen Stempel aufgedrückt hat. Er versuchte, so sagen sie, seine Kleinheit dadurch wettzumachen, daß er der Welt bewies, was für ein großer Mann er wirklich war.

Ich erwähnte eingangs, daß Herr Wyschinski über mich spottete, weil ich Rußland zu kritisieren gewagt hatte. Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als hätte ich seinen Angriff auf die Kleinen unwidersprochen hingenommen. Als er zu Ende geredet hatte, sprang ich auf und bestätigte der Versammlung, daß Herrn Wyschinskis Beschreibung von mir zutraf. Aber ich fügte hinzu:

„Es ist die Pflicht der kleinen Davids hier, kollernden Goliaths Steine der Wahrheit zwischen die Augen zu schleudern, damit sie merken, was sich gehört!"

Herr Wyschinski sah mich wütend an — aber er erwiderte nichts.

NEUSEELAND — *fast ein Paradies*

Von Stanley High

DIE ERSTEN SIEDLER, die Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Neuseeland kamen, sahen sich in einem Lande, „auf dem kein Fluch lag". Es gab keine Raubtiere dort, an einheimischen Vierfüßern sogar überhaupt nur eine einzige Art, eine kleine Waldratte, deren Fleisch von den eingeborenen Maori sehr geschätzt wurde. Das Fehlen größerer Tiere mag schuld daran sein, daß einige neuseeländische Vögel, von keinem natürlichen Feind bedroht, ihre Flugfähigkeit eingebüßt haben. Einer, der fast ausgestorbene Kiwi, der als Wappentier des Landes gilt, ist überdies dadurch bemerkenswert, daß sein Weibchen das Brutgeschäft dem Männchen überläßt.

Was es heute an „Plagen" gibt, stammt alles aus anderen Ländern. Kapitän James Cook, der Forschungsreisende, ließ hier Ende des achtzehnten Jahrhunderts fünf Schweine zurück, deren Nachkommen sich hundert Jahre später so vermehrt hatten, daß sie zu einer Landplage geworden waren. Die englischen und schottischen Siedler der Frühzeit importierten, damit ihre ferne Kolonie ein möglichst heimatliches Gesicht bekäme, einige englische Kaninchen, ließen sie frei und stellten ihre Tötung unter Strafe, um ihnen zunächst eine Chance zu geben. Heute macht die Kaninchenplage, obwohl sich mehrere hundert staatliche Kaninchenjäger, die „Rabbiters" hauptberuflich um ihre Ausrottung bemühen, alljährlich den Anbau von

vielen tausend Hektar Land unmöglich.

Ein britischer Adliger wollte die Natur Neuseelands noch etwas englischer gestalten und schickte 1860 das erste Rotwild, einen Hirsch und zwei Hirschkühe, hinüber. Jetzt beschäftigt der Staat, um die Forst- und Flurschäden ihrer zahllosen Nachkommen einzudämmen, Scharen von Jägern und fördert die Bildung von Jagdgesellschaften.

Unter den Pflanzen ist der schlimmste Schädling der Stechginster, der zunächst zur Aufzucht echt englischer Hecken eingeführt worden war, inzwischen aber ganze Farmen überwuchert hat. Das Heimweh nach englischer Marmelade führte frühzeitig zum Import einiger Brombeerbüsche, die sich nun fast ebenso weit und verheerend wie der Stechginster ausgebreitet haben. In einigen Gebieten ließ man Ziegen frei, damit sie das Brombeergestrüpp kurz hielten — aber sie verwilderten selbst und vermehrten sich so, daß jetzt eigens dazu angestellte Jäger diese neuen Unheilstifter in Schach halten müssen.

Neuseeland bildet die südlichste Gruppe der bewohnten pazifischen Inseln und ist das abgelegenste aller selbständigen Staatswesen der Welt. Sein nächster Nachbar, Australien, liegt 2000 Kilometer weiter westlich jenseits der Tasmansee. Das Land besteht aus zwei Inseln, die durch die Cook-Straße getrennt sind, der Nordinsel, ungefähr so groß wie Bulgarien, und der Südinsel, die etwas größer als Griechenland ist.

Zwei Drittel der Bodenfläche sind gebirgig. Der Tasmangletscher in den Neuseeländischen Alpen auf der Südinsel ist nach den Himalayagletschern der größte der Erde. Die Sutherland-Fälle, ebenfalls in den Südalpen, gehören mit ihren 579 Metern zu den höchsten der Welt. Die Nordinsel wird von den Australiern „Little Wobbly" („Wackelchen") genannt, weil die dort jährlich registrierten 250 bis 1000 Erdstöße, die allerdings selten schwer sind, nahezu den Weltrekord für besiedelte Gebiete darstellen.

Dank dem Südäquatorialstrom ist keine Jahreszeit hier übermäßig heiß oder kalt. Die Sonne scheint in Neuseeland genau so viele Stunden im Jahr wie etwa in Süditalien oder Florida.

Im Jahre 1840 wurde Neuseeland britische Kolonie; die ersten Kolonisten mußten entweder der anglikanischen Kirche angehören oder von der schottischen Kirche anerkannte Presbyterianer sein. Zwar sind seither alle kirchlichen Schranken längst gefallen, aber Neuseeland ist doch — mit seiner Bevölkerung, die mit anderen Nationen verglichen den geringsten Prozentsatz an Fremdbürtigen aufweist — „englischer als England" geblieben. Selbst Neuseeländer, die nie dort gewesen sind, nennen Großbritannien die „Heimat".

Wenige Städte „daheim" sind eng-

lischer als Christchurch, nach Auckland und Wellington Neuseelands drittgrößte Stadt. Die Tiefebene, in der es liegt, wird die Canterbury-Ebene genannt; ihr Fluß heißt Avon und fließt ebenso unauffällig wie sein englischer Pate zwischen englischen Eichen und Weiden dahin. Für die Hausfrau, die auf den Markt will, gehören Handschuhe, Hut und Korb hier genau so zu den unerläßlichen Merkmalen bürgerlichen Anstands wie in irgendeiner Provinzstadt Englands.

Das Essen folgt der althergebrachten und phantasiearmen Tradition der „Heimat"; in meinem Hotel in Wellington, das wohl wirklich, wie es behauptet, das schönste der südlichen Halbkugel ist, stellten sich die drei Gemüse des Menüs häufig als drei Kartoffelgerichte heraus: Salzkartoffeln, Püree und Bratkartoffeln. Andererseits halten die Neuseeländer zusammen mit den Australiern den Rekord im jährlichen Fleischverbrauch pro Kopf.

Die Neuseeländer haben 1949 die Sozialisten, die vierzehn Jahre regiert hatten, heimgeschickt — die zunehmende staatliche Bevormundung und die wachsende Steuerlast war ihnen zuviel geworden. Die neugewählte Regierung besteht aus Mitgliedern der Nationalpartei unter der Führung von Sidney G. Holland, dem jetzigen Premierminister.

Unter sozialistischer Herrschaft waren die Steuern die höchsten der Welt gewesen. Heute noch gehen von jedem Pfund gezahlter Steuern 46,3 Prozent für Soziallasten ab im Rahmen einer Sozialversicherung, die wohl die umfassendste ist, die es überhaupt gibt.

Unter anderem gewährt der Staat zwölf verschiedene Arten von Pensionen. Es gibt allgemeine Ruhestandsgelder, die nach dem 65. Lebensjahr unterschiedslos an Arme und Reiche gezahlt werden; Altersrenten, die mit dem 60. Jahr beginnen, und Renten für Witwen, Waisen, Invaliden und Beihilfen für besondere Notfälle — um nur einige zu nennen.

Die Kosten ärztlicher Betreuung trägt weitgehend der Staat. Die Honorare — einerlei, ob für eine Beratung in der Sprechstunde oder einen Hausbesuch — sind einheitlich auf zehneinhalb Schilling festgesetzt, von denen der Patient nur drei Schilling, den Rest aber der Staat bezahlt. Bei solchen Tarifen geht es vielen Ärzten verhältnismäßig sehr gut — manche von ihnen bringen es bis zu 50 oder 60 Patienten am Tag. Infolge dieser finanziellen Lockungen ist der Andrang zum Medizinstudium so stark geworden, daß man die Hochschule für Medizin in Dunedin zuweilen als „Goldrausch-Universität" bezeichnet.

Jeder Aufenthalt in einem öffentlichen Krankenhaus geht, einschließlich der ganzen Behandlung, zu Lasten des Staates. Heilmittel ebenfalls. Jedes Rezept, sei es für etwas zum Einreiben, Riechen oder Schlucken, wird dem Patienten vom Staat vergütet.

Das scheint dermaßen ermunternd zu wirken, daß der Verbrauch an Arzneimitteln, auf die Kopfzahl der Neuseeländer umgerechnet, angeblich der höchste der Welt ist. Ein typisches Bild ist hierzulande das Sammelsurium von leeren und halbleeren Medizinfläschchen an den Hintertüren der Wohnhäuser.

Die jetzige Regierung ist dabei, diese vielseitigen und kostspieligen Vergünstigungen zu überprüfen und einzuschränken. Voriges Jahr hat das neue Budget, dank einem bisher unerreichten Wohlstand des Landes und infolge der staatlichen Sparmaßnahmen, zum erstenmal seit langem eine fühlbare Steuersenkung gebracht.

Im Verhältnis zu seiner Bevölkerung hat Neuseeland den stärksten Überseehandel der Welt. Ackerbau und Viehzucht bilden die Grundlage der Wirtschaft; ihr wichtigstes Erzeugnis sind die Schafe, deren Zahl die der Menschen um das Dreißigfache übersteigt. Dicht darauf folgt die Milchwirtschaft: die Ausfuhr von Molkereiprodukten, vor allem Butter und Käse, bringt jährlich etwa 60 Millionen Pfund ein.

Kein zweites Land verfügt über eine reichere Auswahl an leicht zugänglichen Sportgelegenheiten — zweifellos einer der Gründe, daß in den Klein- und Großstädten übers Wochenende alles „zu" ist. Nur wenige Neuseeländer wohnen so ungünstig, daß sie nicht in drei Autostunden das ganze Jahr über zum Skilaufen oder Segeln oder, auf der Nordinsel, zum Wellenreiten fahren können.

Die Tiefseesportfischerei in Neuseeland wird von Sportsleuten als die schönste der Welt gerühmt. In den Seen und Flüssen wimmelt es von überdimensionalen Stein- und Regenbogenforellen. Den Rekord halten bisher eine Steinforelle von 26 Pfund und eine Regenbogenforelle von 22 Pfund. „Anständiger Durchschnitt" sind 9 bis 10 Pfund.

Die Jagd auf Rotwild, Gemsen, verwilderte Ziegen und Schweine ist unbeschränkt und das ganze Jahr erlaubt. Gute Elchjagd bieten die Gebirge längs der Südwestküste der Südinsel. Die Elche, von den Neuseeländern „Wapitis" genannt, sind Abkömmlinge einiger Paare, die der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt vor etwa fünfzig Jahren als Freundschaftsgabe geschickt hat.

Die Neuseeländer hoffen, daß das angenehme Klima und die bequemen Sportmöglichkeiten jetzt, wo ihr Land mit dem Flugzeug so viel leichter und schneller zu erreichen ist, mehr Touristen anlocken wird. Der Staat hat ein sehr rühriges Verkehrsamt eingerichtet und unterhält in mehreren Ferienorten ausgezeichnete Hotels.

Die ursprünglichen Besiedler Neuseelands, die Maori, haben dank ihrer bewundernswerten Navigationskunst mit sieben riesigen Auslegerbooten das Land von einer der poly-

nesischen Inseln aus vor sechshundert Jahren erreicht. Als die Europäer ihre ersten dauernden Siedlungen anlegten, waren die Maori noch Kannibalen. Ihre eigenen Historiker legen heute aber Wert auf die Feststellung, daß es sich dabei nur um „rituellen Kannibalismus" gehandelt habe, der ausschließlich Bestandteil gewisser Stammeszeremonien gewesen sei. Tatsächlich hatten sie sogar ein Schimpfwort — *kai-tangata* („ißt Menschen") — für Leute, die Geschmack an Menschenbraten fanden und sich auch bei nichtzeremoniellen Gelegenheiten daran gütlich taten.

Voller Eifer und Mut bekehrten englische Missionare die Maori bald in Massen zum Christentum. Heute gehören die meisten der anglikanischen Kirche an; daneben gibt es Methodisten, Baptisten, Presbyterianer und Katholiken.

Als in den sechziger Jahren landgierige Kolonisten den Grundbesitz der Maori bedrohten, zogen diese in den Kampf, brachten die Engländer zum Stehen und erwirkten bei der Königin Victoria einen Friedensvertrag, der ihnen ihre Bodenrechte und die Gleichberechtigung garantierte. An dieses Abkommen haben sich die Engländer auch gehalten.

Zum größten Teil leben die 125 000 hochgewachsenen und gutgebauten Maori immer noch in ihren Dörfern, den *pa*, und haben sich viele der alten Überlieferungen bewahrt. Die meisten können einem alle Vorfahren hersagen, in direkter Linie zurück bis zu ihrem unmittelbaren Ahnherrn und dem Kanu, in dem er vor sechshundert Jahren gelandet ist.

Weiße und Maori vertragen sich ausgezeichnet. Eine Rassentrennung gibt es praktisch nicht. Die Maori haben sich, gebildet und intelligent, in allen Berufen hervorgetan. Seit Jahren schon sind in jeder Regierung auch Maori als Kabinettsmitglieder vertreten.

Nach jahrelangem Geburtenrückgang nimmt die Maoribevölkerung jetzt wieder zu. Dieser erfreuliche Umstand wird von einigen Maori auf das System der staatlichen Familienbeihilfen zurückgeführt, nach dem für jedes Kind bis zum sechzehnten Jahr eine wöchentliche Prämie von zehn Schilling gezahlt wird. Ihre „Sexualversicherung" nennen sie das.

Armeegeist

Ein Oberst, Berufsoffizier, war außer sich, daß seine Tochter einen Reserveleutnant heiraten wollte. Er war fest überzeugt, ein Reservist könne niemals ein richtiger Offizier sein.

„Aber er hat doch die höchste Tapferkeitsauszeichnung bekommen", widersprach die Tochter.

„Ja, aber *zu Lebzeiten!*" entgegnete der Oberst verächtlich. G. K. L.

Wie man mit Söhnen umgeht

Aus der Monatsschrift Harper's Magazine

von Helen Eustis

Ich hatte es nicht leicht mit meinem Siebenjährigen. Es mußte wohl daran liegen, daß ich ihn wie einen Professor behandelte und er mich wie ein unmündiges Waisenkind. Die Stimmung meines Mannes war auf dem Siedepunkt angelangt — kurz, die Lage hatte sich so zugespitzt, daß sich schließlich mein Selbsterhaltungstrieb meldete.

„*Streng, aber nicht tyrannisch, liebevoll, aber nicht übertrieben besorgt*“

An einem dieser endlos-ungemütlichen Tage kamen wir gerade aus einem Laden, mein Sohn und ich. Ein paar Schritte voraus sah ich eine Pfütze. „Bitte, tritt nicht ins Wasser, Liebling“, mahnte ich.

Pause — dann trat er platschend hinein.

Dann aber gab es keine Pause — sondern eine Ohrfeige, eine gewaltige sogar.

Wut- und Schmerzgeheul brach los. Ich blieb ungerührt, nur der eine Gedanke kreiste wie ein Karussell in meinem Kopf: „Er oder ich — er oder ich — .“

Und ich gab nicht nach. An diesem Tag und am nächsten war ich kurzangebunden, unnahbar, und was ich sagte, wurde befolgt.

Und plötzlich war unser Haus ein Paradies! Wie durch ein Wunder hatte ich wieder ein artiges Kind, das „bitte“ sagte, folgsam war und so tat, als ob es beide — mich und sich selbst — leiden könnte.

Warum? fragte ich mich immer wieder. *Muß* man denn zuerst böse mit ihnen sein?!

Die Antwort bekam ich nach ein oder zwei Tagen — von meinem Sohn selbst. Ich schnitt ihm gerade das Haar. Bisher war Haarschneiden immer der Auftakt zu Schreikrämpfen gewesen. Aber diesmal verzog er nur das Gesicht. Dann platzte er los: „Ich schrei' gar nicht, Mutti! Merkst du, daß ich nicht schreie?“ Natürlich merkte ich es. Aber die neue Mutti sagte nur: „Ich würde mich an deiner Stelle nicht groß

damit tun. Schäm dich lieber, daß du vorher solch ein Heulpeter warst!"

„Weißt du, *warum* ich nicht schreie?" forschte er weiter.

„Nein", sagte ich und wurde schon etwas weicher. „Warum?"

„Weil ich weiß, daß du böse wirst, wenn ich schreie. *Und wenn du erst mal böse bist — Junge, Junge . . .!*"

Und er warf mir einen Blick zu — nicht etwa voller Furcht und Demut, nein, einen Blick so voller Erleichterung und Liebe, daß mir das Herz schmolz.

Die Ereignisse der letzten Tage bewiesen klar und deutlich, daß er sich nur darum ängstlich und unsicher, unglücklich und unartig gab, weil er wirklich ein kleiner Junge war und kein Erwachsener; ich aber war ein erwachsener Mensch, kein Kind, und die Art, wie ich die Dinge umgekehrt hatte, hätte wohl jeden anderen auch verrückt gemacht!

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren klingt wie ein einseitiges Gebot, bis man erkennt, wie schwer es für ein Kind ist, auch sich selbst zu achten, wenn es dieses Gebot nicht befolgt. Wie die Erwachsenen wollen die Kinder stolz sein auf die Herrschaft, unter der sie leben. Alles können sie besser vertragen als Unschlüssigkeit und Zügellosigkeit!

Die Mütter von heranwachsenden Söhnen müssen in gefährlichen Gewässern segeln. Sie sollen streng sein, aber nicht tyrannisch. Sie sollen liebevoll sein, aber nicht übertrieben besorgt. Doch auf der anderen Seite haben sie auch ihren Spaß! Wenn sie die Ohren aufhalten und den Mund zu, dann ist ihnen hin und wieder ein köstlicher Blick in die geheimnisvolle Welt der Männer gestattet. Wenn sie genügend Humor besitzen, dann lachen sie sich über die fürchterlichen Witze, die sie da zu hören bekommen, halb tot. Denn nichts wirkt so ansteckend wie das Lachen eines kleinen Jungen.

Irgendwann zwischen sieben und neun bricht er aus, dieser Vulkan des männlichen Selbstbewußtseins. Und während dieser Jahre, die zwischen der Welt des Kleinkinds und der Zeit der Reife liegen, da die Jungen eine Männlichkeit zur Schau tragen, wie sie in keinem anderen Lebensabschnitt stärker sein könnte — in dieser Zeit also sind sie in einer überwiegend weiblichen Welt gefangen. Von der Schule, an der oft mehr Lehrerinnen als Lehrer sind, kommt der Junge nach Hause, wo der Vater die meiste Zeit des Tages abwesend ist. So ist es die Mutter, die das Regiment führt, und die negativen Aspekte dieses Regiments hat man so lange betont, bis die Mütter nun ebensolche Angst bekommen haben, unrecht zu tun, wie sie ratlos sind, was das Rechte ist.

Eine große Rolle in ihrer Unsicherheit spielt die bewundernd-stolze Liebe zu ihren Männer-Kindern. Die heranwachsende Tochter kann eine Mutter ruhig in die Welt des fraulichen Denkens und Tuns hereinziehen. Doch Aug in Auge mit dem ersten, so überwältigenden Er

kennen, daß ihr Sohn zum Manne wird, wünscht jede rechte Mutter, er möge ohne störende Einflüsse heranreifen, und sie findet dann ihr Verlangen, ihn an sich zu ziehen, sofort instinktiv gedämmt durch das Stoßgebet: „O Gott, lehre mich, wann ich ihn allein lassen muß!"

Darum geht es nämlich: er hat buchstäblich noch nicht genügend Verstand, hereinzukommen, wenn es regnet; man kann ihm noch kein Luftgewehr in die Hand geben; ab und zu muß er Überschuhe und lange Strümpfe tragen — und waschen muß er sich auch gelegentlich. Das alles wird er tun oder auch lassen, wenn man nicht nach dem Rechten sieht.

Natürlich muß eine Mutter lange zuvor den Gebrauch der Wörter „nein" und „nicht" gelernt haben — zumindest was die einfachen Notwendigkeiten betrifft. Neu für sie aber ist, daß es nun vieles gibt, wozu sie *nicht* mehr nein sagen darf, um diesem wilden, aber wunderbaren Wesen die Möglichkeit zu geben, zu sich selbst zu finden.

Was für Dinge sind dies? Sie ist sich dessen ganz und gar nicht sicher. Darum verfällt sie allzu oft ins andere Extrem: sie wird ihren Sohn — abgesehen von den selbstverständlichen Verboten und Ermahnungen — wie einen Erwachsenen behandeln. Und was dann geschieht, ist bekannt. Das Kind wird frech, unfolgsam, launisch. Niemand mag den kleinen Burschen mehr, er selbst mag sich am allerwenigsten. Sogar seine liebende Mutter findet ihn unausstehlich. Aber sie weiß — vorausgesetzt, daß sie die einschlägige Literatur gelesen hat —, daß alles nur daher kommt, daß er sich unsicher fühlt. Also zähmt sie ihr Verlangen, ihm eins überzuziehen, und behandelt ihn weiterhin mit Engelsgeduld und leicht forcierter Liebe.

Vater, der abends abgespannt nach Hause kommt, wird wahrscheinlich weniger langmütig sein. Vielleicht fährt er mit seiner väterlichen Autorität dazwischen. Dies veranlaßt die Mutter, ihren Liebling für seines Vaters hartes Herz zu entschädigen. Sie behandelt ihren Jungen nicht nur wie einen Erwachsenen — sie läßt *sich selbst* von ihm wie ein Kind behandeln. Wenn es ihm gerade einfällt, sagt er womöglich, ohne zurechtgewiesen zu werden: „Halt den Mund!" oder „Och, du verstehst überhaupt nichts davon!"

Diese Teufelsspirale kann unter Umständen für alle Beteiligten bei einem Nervenarzt enden, wenn sich nicht der gesunde Menschenverstand durchsetzt, die Natur selbst alles in Ordnung bringt oder der Himmel ein Einsehen hat.

Doch leider ist das Ende unserer Idylle abzusehen. Meines Sohnes Beine werden länger und seine Schultern breiter, sooft ich ihn ansehe. Eines schönen Tages werde ich plötzlich entdecken, daß er die Schwelle zu jenem Lebensabschnitt überschritten hat, wohin ich ihm — so ich weiß, was gut ist für uns beide — lieber nicht zu folgen versuche.

Menschen wie du und ich

Der Vorstadt-Bus war überfüllt, und so konnte ich nicht umhin, die Unterhaltung eines Ehepaares mit anzuhören, das über irgendein häusliches Problem friedlich miteinander stritt. Der Mann hatte, schien mir, die besseren Argumente für sich. Aber als er schließlich eine Bemerkung machte, die die Sache endgültig zu seinen Gunsten entscheiden mußte, setzte ihn seine Frau in aller Ruhe matt.

„Also hör mal, Georg", sagte sie energisch, „ich weiß, was ich meine. Also versuche du nicht, mich mit Tatsachen zu verwirren. J. H. L.

An meiner Haustür erschien ein ganz besonders dreister und aufdringlicher Hausierer. „Sicherlich werden Sie bei mir etwas finden, was Sie brauchen können, gnädige Frau", drängte er. „Bürsten, Schwämme, Papiertaschentücher, Notizbücher, Bleistifte, Tinte ... irgend etwas."

„Wir brauchen nichts von alledem", entgegnete ich immer wieder müde abwehrend.

Schließlich brachte er noch eine Rolle kleiner Plakate zum Vorschein. „Na gut", meinte er, „und was ist mit einem von denen da für Ihre Haustür?"

Ich nahm es in die Hand. Dann kaufte ich es. Auf dem Plakat stand: „Hausieren verboten". S. N.

Ich hatte eines Nachts als Schwester Dienst auf der Entbindungsstation. Da bemerkte ich im Warteraum einen riesigen Iren, der erregt auf- und abwanderte. Bald darauf mußte ich bei der Entbindung seiner Frau assistieren. Es war eine schwierige Geburt, und die Instrumente, die der Arzt anwenden mußte, ließen bei dem Neugeborenen ein blau verfärbtes Auge und eine entzündete rote Schramme auf der Stirn zurück.

Ich trug den Säugling aus dem Entbindungssaal und mußte dabei an dem Iren vorbeigehen. „He, Sie! Ist das etwa mein Junge, den Sie da haben?" fragte der frischgebackene Vater.

Zögernd hob ich das Tuch und zeigte ihm das kleine Gesichtchen. Das blaue Auge und die Schramme waren deutlich zu sehen. Der Ire war zunächst etwas verdutzt. „Er sieht jetzt nicht besonders gut aus", sagte ich beruhigend. „Das ist aber in ein paar Tagen wieder in Ordnung."

„Wovon reden Sie eigentlich, Schwester?" platzte da der Ire los. „Großartig sieht er aus. So und nicht anders hat ein richtiger Ire um drei Uhr morgens auszusehen." J. S.

Ich fuhr mit meinem Wagen, einer richtigen alten Klapperkiste, durch den berühmten Hyde Park in London, und hielt an, um einem kleinen Mann in knallrotem Hemd zuzuhören, der mächtig über die königliche Familie herzog. Gleich darauf erschien auch ein Bobby, ein Londoner Polizist. Jetzt schlägt es aber ein, dachte ich. Statt dessen beugte er sich, als er vorbeikam, zu mir herunter und sagte höflich: „Wären Sie wohl so liebenswürdig, Ihren Motor abzustellen, damit die Leute hören können, was der Redner sagt?" M. W.

„Er rettete mehr Menschenleben und machte mehr Menschen das Leben erträglich als je ein anderer vor ihm"

FRIDTJOF NANSEN — *einer der ganz Grossen*

Aus der schwedischen Wochenschrift Svenska Journalen

von Abel Abrahamsen

AUSSERHALB Norwegens ist Fridtjof Nansen fast vergessen — und das sollte nicht sein. Denn er war einer von den ganz Großen. Seine Polarexpedition, die er als Erforscher der Arktis unternahm, wurde als die größte Heldentat des 19. Jahrhunderts gefeiert. Im 20. Jahrhundert aber vollbrachte er eine der größten Taten der Menschlichkeit: durch seine Bemühungen wurden Millionen von Flüchtlingen, die der Krieg aus der Heimat vertrieben hatte, satt, ganze Volksgruppen wurden umgesiedelt. Als er im Jahre 1930 starb, sagte man von ihm, er habe mehr Menschenleben gerettet und mehr Menschen das Leben erträglich gemacht als je ein anderer vor ihm.

Immer ragte er unter allen anderen hervor — schon in seiner äußeren Erscheinung: 1,88 Meter groß, blond und blauäugig, stark wie ein Löwe, wirkte er wie einer der alten nordischen Götter. Er liebte die Wildnis, die Einsamkeit, die Reinheit abgelegener Orte, und er haßte die großen Städte, „wo die Menschen sich unaufhörlich aneinander reiben, bis sie nichts mehr sind als glatte, runde Nullen".

Er war auf einem Gut am Rande des schönen Nordmarka-Waldes aufgewachsen. Sein Vater, ein wohlhabender Rechtsanwalt aus Oslo, ließ ihn oft wochenlang

allein durch die Wälder streifen, sich an den dahinterliegenden Bergen messen. Dabei machte Nansen die Entdeckung, daß es besser ist, sich mit wenigem zu begnügen, als viel zu erwerben.

Aus dem unermüdlichen Sammeln und Ordnen von Tieren und Pflanzen erwuchs sein Interesse für die Naturwissenschaften, für das Forschen nach dem Unbekannten — ein Forschen, das ihn schließlich zu einem ausgezeichneten Zoologen und Ozeanographen werden ließ. Als er später in Bergen, von wo die Ozeanschiffahrt Norwegens ausging, seine Doktorarbeit machte, erfuhr er, wie dringend notwendig eine genaue Wettervorhersage für den Nordatlantik war. Eine solche Vorhersage war nur möglich, wenn man das nahezu unzugängliche Innere Grönlands kartographisch genau aufnahm. Damit begann Nansens erstes großes Abenteuer.

Die Dänen hatten ein paar primitive Niederlassungen an den westlichen Landeplätzen Grönlands, und von diesen aus hatten verschiedene Expeditionen — darunter die von Peary geleitete — versucht, diese ungeheure Eisdecke zu überqueren. Alle mußten auf halbem Wege umkehren. Es gab keine Siedlungen an der Ostseite Grönlands. Ein hoher Gebirgswall trennte dort die Küste vom Landinneren, und gewaltige Gletscher fielen steil ins Wasser ab. Die See war kilometerweit nichts als ein einziger mahlender, brodelnder Alptraum voller hin- und hergeschleuderter Eisblöcke. Unpassierbar — so wurde behauptet.

Nansen kündigte einen kühnen Plan an: er wollte Grönland von Ost nach West durchqueren. Es gab keinen Stützpunkt, zu dem man im Falle des Mißlingens zurückkehren konnte. Aber Nansen war zuversichtlich. „Wenn wir wissen, daß hinter uns nichts ist", meinte er, „dann müssen wir eben vorwärts."

Sein Plan erregte größtes Aufsehen in der Öffentlichkeit — und nahezu einmütigen Spott. Aber ein dänischer Kaufmann ließ sich schließlich dazu bewegen, das Unternehmen zu finanzieren. Drei norwegische Sportsleute und drei lappländische Führer waren bereit, mitzumachen.

Es folgte eine Zeit gründlichster Vorbereitungen. Nansen erfand die notwendigen Geräte selbst und konstruierte sie eigenhändig, unter anderem den sogenannten Nansenschlitten mit den breiten, elastischen Skikufen, die imstande waren, Stöße aufzufangen, wenn es über holpriges Eis ging. Er versuchte alle nur denkbaren Zufälle vorauszusehen und erprobte selbst die einzelnen Ausrüstungsgegenstände in Norwegens Schneewinter.

Im Sommer 1888 brachte ein Robbenfänger die kleine Gesellschaft in die Nähe der geisterhaften Ostküste. Wochenlang hielten die Eismassen das Schiff 80 Kilometer von der Ostküste entfernt fest. Aber am 17. Juli brach dann das Eis, das Schiff fand in 14 Kilometer Abstand von der

Küste eine Fahrrinne, und sechs junge Abenteurer wurden in zwei Ruderbooten auf See ausgesetzt. Zwölf Tage brauchten sie, um die Küste zu erreichen. Manchmal froren die Boote fest in der schwimmenden Eisdecke, oder sie wurden so weit abgetrieben, daß kein Land mehr in Sicht war. Sturzwellen schleuderten sie hin und her, sobald ein Tausende von Tonnen schwerer Eisberg vom Gletscher wegbrach und in die See stürzte. Als sie sich schließlich in Landnähe durchgekämpft hatten, mußten sie noch weitere vierzehn Tage an der Küste entlangrudern und sich durch ein phantastisches Gewirr von Eis und Felsen einen Zugang bahnen. Schließlich fanden sie einen Weg und erklommen dann einen Felswall von 1800 Meter Höhe. Sechs Tage später standen sie auf dem Inlandeis.

Die sechs Männer litten bitter unter Kälte und Schneeblindheit. Eines Tages hielt ein Sturm, gegen den niemand aufkam, sie in ihrem Zelt gefangen. Haar und Bärte froren ihnen an den Parkas fest, so daß sie manchmal Mühe hatten, den Mund aufzumachen. „Großer Gott!" meinte schließlich einer von ihnen, „kaum auszudenken, daß Menschen sich freiwillig auf so etwas einlassen."

Aber im großen und ganzen ging alles nach Nansens sorgfältig ausgearbeitetem Plan. Er hißte Segel auf den Schlitten, und in sechs Wochen erreichten sie Godthaab am Westrande Grönlands.

Nansen kehrte nach Norwegen zurück, um die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition zu veröffentlichen. Mit achtundzwanzig Jahren war er plötzlich berühmt — ein Held der Jugend in der ganzen Welt. Aber für ihn war dieser Sieg nicht überraschend, und so machte er bald Pläne für ein neues Abenteuer.

Der Nordpol und der Ozean, der ihn umgab, waren Hunderte von Kilometern weit von einem gewaltigen Eisfeld bedeckt. Alle früheren Arktisforscher waren bisher zu Schiff bis an dieses Eisfeld herangefahren und hatten dann versucht, den Pol zu Fuß zu erreichen. Man hielt es für gefährlich, ja verderblich, sich vom Eis einfangen und das Schiff festfrieren zu lassen. Aber Nansen hatte einmal auf einer Fahrt mit einem Robbenfänger bei Grönland mitten im Treibeis ein Stück angeschwemmtes Holz entdeckt. Es gab in Grönland keine Bäume: es mußte also eine Strömung geben, die die ganze Eiskappe von Sibirien bis Grönland schob, wo sie dann in wärmerem Wasser auseinanderbrach. Wenn das Treibholz seinen Weg durch das Polarmeer fand — warum sollte es einem Schiff nicht gelingen?

Nansens Plan nahm allmählich immer festere Form an. Er wollte ein Schiff mitten in das Eisfeld um die Inseln nördlich von Sibirien hineintreiben und es ruhig dort festfrieren lassen. Drei bis fünf Jahre später würde es bei Grönland wieder zum Vorschein kommen. Wenn er Glück hatte, würde es dabei den Pol überqueren oder jedenfalls doch nahe an ihm vorbeikommen.

Wieder traf er genaueste Vorbereitungen. Sein 400-Tonnen-Schiff zeigte eine neue Bauart: der Rumpf war aus extrahartem Holz und so gewölbt, daß der Druck des Eises es nicht zusammenpressen konnte, sondern über die Eisdecke hinausdrükken mußte. Nansens Frau Eva taufte das Schiff *Fram* — das norwegische Wort für „Vorwärts". Es gab kein Zurück!

Im September 1893 erreichte die *Fram* mit Nansen und zwölf ausgesuchten Wissenschaftlern und Seeleuten an Bord das Packeis nordwestlich der Beringstraße. Als die Eismassen das Schiff vollständig eingefangen hatten, fing die *Fram* zwar zu schwanken und zu ächzen an, aber allmählich schob sie sich nach oben und lag schließlich auf dem Eis „wie eine Kugel auf einer flachen Schüssel". Also genau so, wie Nansen es erhofft hatte.

Die Schiffsbesatzung machte sich an ein exakt ausgearbeitetes Programm: Temperaturen wurden gemessen, Lotungen durch die Eisschicht hindurch ausgeführt, Proben vom Meeresboden gesammelt.

Gegen Ende des ersten Jahres waren sie 302 Kilometer weitergetrieben. Es würde bei diesem Tempo also vier Jahre und fünf Monate dauern, bis der Pol überquert und Spitzbergen, der nördlichste Vorposten Norwegens, erreicht war.

Bereits zu Anfang des zweiten Jahres zeigte es sich, daß die *Fram* den Pol nicht berühren würde. Jetzt bereitete Nansen sich darauf vor, den zweiten Teil seines Planes durchzuführen: er wollte mit einem Begleiter und drei Hundeschlitten das Schiff verlassen und so weit er konnte nach Norden vorstoßen. Es war ausgeschlossen, daß die beiden das Schiff wiederfinden würden. Aber da sie Kajaks auf ihren Schlitten mitführten, konnten sie — so stellte Nansen es sich vor — entweder über das Eis vorwärtskommen oder im offenen Wasser und so wieder festes Land erreichen.

Am 14. März 1895 verließen Nansen und Hjalmar Johansen die *Fram*, 668 Kilometer südlich des Pols. Dieser Marsch nach Norden war eine der anstrengendsten Unternehmungen, die je ein Mensch überstanden hat. Das arktische Eis war eine einzige endlose Folge von tiefen Wellentälern und hohen -bergen, so als wäre die See auf dem Höhepunkt eines heftigen Sturms zugefroren. Die Schlitten und die immer wieder sich abmühenden Hunde über die sechs Meter hohen Eisbarrieren zu tragen war eine Anstrengung, die an die Grenze ihrer Kraft ging.

Am 7. April erkletterte Nansen eine dieser Eisbarrieren und pflanzte dort die norwegische Flagge auf. Dazu notierte er seine Beobachtung: 86°14' nördlicher Breite — etwa 300 Kilometer nördlicher, als bislang irgendein Forscher vorgedrungen war. Allmählich kam der Sommer, und das Eis trieb schneller nach Süden, als sie nach Norden vorwärtskamen. Sie mußten umkehren. Der Rückweg war fast noch beschwerlicher. Tauen-

des Eis und Schneestürme durchweichten sie, und ihre Vorräte schwanden dahin. Einmal trieben ihre Kajaks mit der gesamten Ausrüstung ab, und Nansen mußte 180 Meter durch das eisige Wasser schwimmen, um sie zurückzuholen. Fast alle 28 Hunde starben vor Erschöpfung. Sie brauchten vier Monate, bis sie die Inselgruppe erreichten, die als Franz-Joseph-Land bekannt ist. Es war das erste Mal nach zwei Jahren, daß ihr Fuß wieder festen Boden betrat.

Nun bereiteten die Forscher ihren dritten Polarwinter vor: sie errichteten Mauern aus Stein und Moos und überdachten sie mit Treibholz und Walroßhäuten. Für ihre winterliche Ernährung schossen sie neunzehn Eisbären, und zum Heizen legten sie sich einen Vorrat Walroßtran an. Dann umschloß sie die lange Nacht des Polarwinters.

Später bekannten sich die beiden Männer öffentlich nur zu zwei Übelständen während dieser neun Monate in der kleinen Hütte. „Jedesmal, wenn ich schnarchte, gab er mir einen Rippenstoß!" klagte Johansen. Und Nansen meinte dagegen: „Ja, aber es half leider nie!"

Als der Frühling kam, brachen sie wieder nach Süden auf. Ohne daß Nansen es wußte, hatte eine englische Expedition unter der Leitung Frederick Jacksons das Franz-Joseph-Land durchforscht und etwa 150 Kilometer von ihnen entfernt überwintert. Eines Tages starrte Jackson auf den völlig verdreckten Nansen, der von einem Eishügel auf ihn zugelaufen kam. „Bei allen Göttern!" stammelte er schließlich, „ich freue mich riesig, Sie zu sehen!"

An Bord von Jacksons Schiff erreichten sie Norwegen im August 1896. Eine Woche später lief auch die *Fram* ein. Alle an Bord waren heil und gesund.

Nansen wurde als der größte Arktisforscher der Geschichte gefeiert. Er hatte seine Theorie von einer Polarströmung praktisch bewiesen. Er war zum Pionier einer neuen Methode der Arktisforschung geworden. Wo immer er hinkam, begrüßte ihn eine jubelnde Menge, und Feiern wurden ihm zu Ehren veranstaltet. Doch dieses Leben in der Öffentlichkeit bedrückte ihn. Er hatte das Gefühl, „als ob ihm die Seele aus dem Leib gezogen würde und fremde Leute auf ihr herumtrampelten". Er meinte, er „müsse sich erst einmal ganz verbergen, um wieder zu sich selber zu kommen". Frieden konnte er allein in der Natur finden, und er hatte nur den einzigen Wunsch, ein einfaches Leben mit seiner Frau und seinen Kindern zu führen und in sein Laboratorium zurückzukehren.

Aber seine größten Abenteuer standen ihm noch bevor. Im Januar 1905 machte der aufkommende Nationalismus der seit neunzig Jahren bestehenden Union von Schweden und Norwegen ein Ende. Nansen wurde zu einem der Führer der norwegischen Unabhängigkeitsbewegung. Schweden hatte ein Heer von 60 000

Mann, Norwegen nur eines von 4000. Es schien ein unsinnig gewählter Zeitpunkt zu sein, jetzt Unabhängigkeit zu fordern. Aber Nansen hatte aus seinen Polarabenteuern eine Lehre gezogen: „Es gibt immer einen Weg, Dinge zu tun, die getan werden müssen." Er reiste nach Kopenhagen und London, er traf sich dort mit Zeitungsleuten und mit Politikern. Er veröffentlichte Artikel und hielt Vorträge. Das Ausland wußte wenig von Norwegen, aber Nansens Name öffnete ihm Tor und Tür. Seine rauhe Aufrichtigkeit und seine klaren Argumente bestimmten Dänemark und andere Staaten zur Vermittlung. Schließlich willigte Schweden in eine friedliche Regelung.

Der erste Weltkrieg brachte Norwegen in eine bedrohliche Lage. Seine lebenswichtigen Handelsbeziehungen wurden unterbrochen. Seine Wirtschaft lag fast völlig darnieder. Wieder wurde Nansen von seiner wissenschaftlichen Arbeit im Laboratorium abgerufen. Er reiste zwischen Washington, London und anderen Hauptstädten hin und her und arbeitete mit großer Geduld die Abkommen aus, die Norwegens Ernährung sichern sollten.

Auch der Frieden von Versailles brachte ihm keine Ruhe. Eines der ersten Probleme, vor dem der Völkerbund stand, war die Rückführung der Kriegsgefangenen. Die kommunistische Regierung Rußlands weigerte sich, mit dem „feindlichen" Völkerbund zu verhandeln, und zeigte geringes Interesse für die Gefangenen, die in sibirischen Lagern zugrunde gingen, und kaum ein größeres für die Russen, die im Westen zurückgehalten wurden. Der Völkerbund tat, was Norwegen zu tun gewohnt war: er rief nach Nansen.

Nansen ging sofort nach Moskau. Tschitscherin, der damalige Außenminister, weigerte sich, mit ihm als Vertreter des Völkerbundes zu verhandeln. Also gut, entgegnete Nansen, dann werde er eben als persönlicher Vertreter der einzelnen betroffenen Nationen verhandeln. Es fehle an Transportmitteln für die Gefangenen, meinte Tschitscherin. Nansen legte ihm einen ausführlichen Plan für den Abtransport vor.

Schließlich kapitulierten die Russen, und 427 000 Gefangene wurden zurückgeführt. Sonderbeauftragte des Völkerbunds hatten errechnet, daß die Rückführung jedes einzelnen Gefangenen 200 Dollar kosten würde. Nansen schaffte es für 8,60 Dollar!

Wieder versuchte er, zu seiner Arbeit als Professor für Ozeanographie an die Universität Oslo zurückzukehren. Aber schon kam ein neuer dringender Hilferuf der Öffentlichkeit: etwa anderthalb Millionen Flüchtlinge, die vor der roten Revolution geflohen waren, wurden in Europa herumgestoßen, von einem Land ins andere abgeschoben. Als Flüchtlingskommissar des Völkerbundes gelang es Nansen, die Weißrussen in Frankreich, Bulgarien, der Tschechoslowakei, in Jugoslawien, Deutschland, Palästina und den Ver-

einigten Staaten anzusiedeln. Um diese entwurzelten Menschen wieder auf eigene Füße zu stellen, sorgte er für Arbeitsplätze, Werkzeug und Saatgut und für den Aufbau neuer Industrien.

Die Arbeit des Völkerbundes war bisher erheblich dadurch behindert worden, daß die Flüchtlinge gewöhnlich keine Pässe hatten. Nansen löste das Problem, indem er ihnen von sich aus einen Paß ausstellte, den schließlich 52 Regierungen anerkannten. Tausende führen heute noch den Nansen-Paß, der als Kopf — an Stelle der nationalen Embleme eines Staates — das kräftige Profil Fridtjof Nansens zeigt.

Als er noch dabei war, den russischen Flüchtlingen zu helfen, kam ein neuer Hilferuf von den Opfern des griechisch-türkischen Krieges. Die Grenzregelung des Friedensvertrages hatte Hunderttausende von Griechen und Armeniern unter einer ihnen feindlich gesonnenen türkischen Regierung belassen: eine Lawine von Flüchtlingen wurde dadurch in Bewegung gesetzt. Nansen erkannte, daß nur eine Überführung der Griechen auf das europäische Festland die Basis für einen dauerhaften Frieden abgeben konnte. Er schlug daher eine Umsiedlung vor und führte sie auch durch. Nach acht Jahren geduldiger Verhandlungen fanden eine halbe Million Türken eine neue Heimstatt in Kleinasien, und anderthalb Millionen Griechen wurden auf dem Boden ihrer Heimat angesiedelt.

Dann folgte die schreckliche Hungersnot des Jahres 1922 in Rußland. 30 Millionen Bauern lebten von Baumrinde, Blättern, ja von eingesalzenem Menschenfleisch. Epidemien entstanden, die ganz Europa bedrohten. Nansen war inzwischen sechzig Jahre alt geworden, aber er zögerte keinen Augenblick. Als der Völkerbund — in seinem Mißtrauen gegen Rußland — ihm die Mittel verweigerte, machte er sich auf zu einer Vortragsreise durch ganz Europa und Amerika, um auf eigene Faust, wo immer er konnte, soviel Geld als möglich aufzutreiben. Zwar rettete Herbert Hoovers Hilfsaktion die meisten der Betroffenen, aber Nansens persönlichen Bemühungen gelang es, einer Million Menschen Nahrung zu verschaffen. Er überwachte selbst die Speisungsküchen, er kümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten bei der Zubereitung und Verteilung des Essens. Millionen Familien priesen ihn für die Errettung von Angehörigen.

Fridtjof Nansen, Norwegens Delegierter beim Völkerbund, war inzwischen zu einer vertrauten patriarchalischen Figur in Genf geworden: ein ruheloser, aber entschiedener Redner, der unausgesetzt um Hilfe bat — für Russen, für Armenier, für Griechen, die irgendwo gestrandet waren. Er trat so sehr für die kleinen Nationen ein, daß in jedem September, wenn der Völkerbund wieder zu einer Sitzung zusammentrat, ein Raunen durch die Delegationen ging: „Hoffen wir nur, daß Nansen

nicht wieder irgendeine neue ‚kleine Nation' entdeckt hat." Typisch für Nansen war es, daß er den Geldbetrag, der zum Nobelpreis gehörte, weggab — zum Teil als Starthilfe für griechische Flüchtlinge.

Immer noch träumte er von einer neuen Forschungsfahrt — etwa einem Flug mit dem Zeppelin über den Nordpol. Aber seine heldenhaften Anstrengungen hatten ihn erschöpft. An einem sonnigen Maitag im Jahre 1930 saß er vor seinem Haus in Oslo und blickte hinaus in die Tannenwälder und hinüber zu den Bergen. Plötzlich ließ er den Kopf in die Hände sinken und war tot.

Seine Grabinschrift hatte er sich selbst schon gesprochen, als er 1926 an die Studenten der Universität in St. Andrews in Schottland das Wort richtete: „Lassen Sie mich Ihnen das Geheimnis der sogenannten Erfolge verraten, die ich in meinem Leben hatte. Es heißt: die Schiffe hinter sich verbrennen und die Brücken abbrechen. Dann *gibt* es nichts als — vorwärts!"

Kleine Weisheiten

Die beste Mitgift, die ein Vater seinen Kindern geben kann, sind täglich ein paar Minuten seiner Zeit. O. A. B.

Ein Hund ist eines der wenigen Argumente, mit denen man heutzutage noch jemanden zum Spazierengehen bringen kann. O. A. B.

Sekretärinnen empfinden es leicht als Mißerfolg, wenn der Chef nichts anderes an ihnen zu loben findet als ihre Arbeit. E. W.

Nichts kann eine Frau mehr ärgern, als wenn der Mann, dem sie den Laufpaß gegeben hat, sich als guter Verlierer erweist. M. S.

Da die meisten Männer keine Phantasie haben, lassen ihr die Modeschöpfer so wenig Spielraum. P. D. N.

Ferien gleichen in manchem der Liebe: voller Freuden erwartet, voller Mißhelligkeiten durchlebt — und voller Sehnsucht zurückgewünscht. T. B.

In unserer prosaischen Zeit glaubt keiner mehr daran, daß man Blei in Gold verwandeln kann — bis er eine Rechnung vom Spengler erhält. A. H.

Das Wesen des Mutes besteht nicht darin, daß das Herz nicht zittert, sondern daß keiner es merkt. E. F. B.

Gott, wenn ich im Unrecht bin, gib mir die Kraft, mich zu ändern. Wenn ich aber im Recht bin, gib den anderen die Kraft, mich zu ertragen. PETER MARSHALL

Diese unternehmungslustigen jungen Mädchen bauten sich mit eigenen Händen Haus, Hof und Garten

Drei Mädchen erobern die Wildnis

Aus der Monatsschrift
The American Legion Magazine
von Irene Corbally Kuhn

WÄHREND eines wütenden Schneesturms zogen am Weihnachtsabend 1946 zwei Mädchen in eine kleine Hütte, die etwa fünfhundert Meter hoch am Mount Kearsarge im Staat New Hampshire gelegen war. Sie hatten die sechzehn Quadratmeter große Hütte in sechs Wochen selbst gebaut und waren fest entschlossen, in der rauhen Ungebundenheit ihres neuen Heims Weihnachten zu feiern.

Sie wußten, daß sie es nicht allzu bequem haben würden. Sie hatten zwar einen kleinen Petroleumofen, aber es gab kein fließendes Wasser, keine Beleuchtung außer Kerzenlicht, und ihre einzige Gesellschaft war ein irischer Setter.

Sechs Jahre später feierten Donna Niles und Katherine White mit ihrer noch hinzugekommenen Teilhaberin Gini Nelson das Weihnachtsfest in einem schönen, neuen Vierzimmerhaus. Sie hatten auch dieses ganz allein gebaut, angefangen vom Ausschachten der Baugrube bis zur Installierung der Wasser- und Stromleitungen. Seit 1946, als sie all ihre Ersparnisse zusammengerafft hatten, um die fünfhundert Dollar für den Kauf des zweieinhalb Hektar großen Grundstücks aufzubringen, sind die Mädchen ein gutes Stück vorangekommen. Heute wird ihr Besitz mit Gebäuden, Möbeln, Maschinen und lebendem Inventar auf 30 000 Dollar geschätzt. Sie haben ein blühendes Geschäft, Kapital auf der Bank und wirkliches Ansehen in der Gemeinde, die für sie zur Heimat geworden ist.

Ja, sie zählen sogar schon zu den Berühmtheiten New Hampshires. Täglich kommen im Sommer etwa fünfzig, im Winter zehn bis zwölf Besucher zu ihnen, um die von ihnen hergestellten Konserven zu kaufen, die unter der Marke „Aroma der Wildnis" im ganzen Land bekannt geworden sind.

Es war Katie, die zuerst auf den Gedanken kam, mit den Rezepten ihrer Großmutter eine bescheidene Heimindustrie aufzuziehen und nebenbei ein bißchen Geld zu verdienen. Das war im Jahre 1949. Bis dahin war alles ziemlich schwierig gewesen. Weder Katie noch Donna brachten irgendwelche Voraussetzungen für ein Pionierleben mit. Was ihnen an Kenntnis und Erfahrung mangelte, mußten sie durch Findigkeit und Mut wettmachen.

Im ersten Winter nähte Katie die nötige Kleidung für beide, und Donna lernte schreinern. Im Frühling begannen sie einen Brunnen zu graben. Es fand sich niemand, der ihnen beim Sprengen half, und so machte sich Donna selbst an die Arbeit. Tag für Tag ließ sie sich in den nur einen Meter breiten Brunnenschacht hinab, und jeden Nachmittag wurde sie von den Schwaden der Sprenggase vertrieben, die ihr regelmäßig stundenlange Übelkeit und Kopfschmerz verursachten. Als sie sich sieben Meter tief hinabgearbeitet hatte, waren das Dynamit und ihre Geduld zu Ende. Auf Wasser war sie noch immer nicht gestoßen, obwohl Wünschelrutengänger geschworen hatten, daß an dieser Stelle welches zu finden sei.

„Alles, was wir zustande gebracht hatten, war die teuerste Abfallgrube im ganzen Land", berichtet Donna lachend.

Später fanden sie an einer andern Stelle des Grundstücks Wasser, und dann begannen sie zu graben und bauten das Fundament für ein richtiges, dauerhaftes Haus nebst Stall. Sie legten einen großen Garten an, kauften hundert Hühner, eine Kuh, zwei Schweine und drei Karakulschafe. Sie hofften, sich später einmal mit dem Verkauf der Felle von drei Tage alten Karakullämmern eine nette Einnahme zu verschaffen, aber sie hatten weder die Kosten der Einzäunung des Weidelandes noch ihre echt weibliche Unfähigkeit, die Lämmchen abzuschlachten, mit einkalkuliert. Als dann noch zwei der Schafe eingingen, verkauften sie das dritte und gaben das Projekt auf.

„Alles, was bei dem Geschäft für uns heraussprang, war eine Wolldecke", erzählt Donna.

Zum Winter bauten sie in der Hütte einen Backsteinherd mit Kamin und machten Obst und Gemüse aus ihrem Garten ein. Sie schlachteten die Hälfte ihrer Junghühner und versandten sie zum Verkauf, außerdem verkauften sie ein Schwein und die Eier der restlichen Hühner. In jenem Winter hatten sie reichlich zu essen.

Im Frühling kam Gini Nelson zu Besuch. Sie hatte ihre Büroarbeit satt und wußte nicht, was sie statt dessen tun sollte. Als sich der Tag ihrer Ankunft zum ersten Mal jährte, machten Donna und Katie sie zur gleichberechtigten Teilhaberin ihres Unternehmens.

In jenem Jahr setzten sie die Rodungsarbeiten auf ihrem Grundstück fort und schufen sich auf diese Weise gleich einen Holzvorrat für

den nächsten Winter. Sie vergrößerten ihren Blumengarten, und als ihre Setterhündin zehn Junge warf, verkauften sie diese. Gini und Donna gingen mit Farmern aus der Nachbarschaft auf die Jagd, und Gini schoß ihren ersten Rehbock. Das Wildbret bewahrten sie in der Gefrieranlage auf, und aus den gegerbten Fellen machten sie sich Wildlederjacken. Als der erste Schnee fiel, war der Rohbau des neuen Hauses fertig, aber es war noch nicht bewohnbar. So bereiteten sie sich auf ihren dritten Winter in der Hütte vor.

„Wir hatten genug zu essen, und es ging uns auch sonst ausgezeichnet, wir konnten nur nicht zu Geld kommen", berichtet Donna weiter. „Da überlegten wir uns, ob sich mit den Früchten und Beeren nichts anfangen ließe, die im Sommer in verschwenderischer Fülle überall in der Gegend wild wachsen. Katie hatte davon schon verschiedene Gelees für uns gekocht, und wir hatten einige Kostproben zu Weihnachten an Freunde geschickt. Die begeisterten Danksagungen, die wir bekamen, brachten mich auf den Gedanken, daß man so was verkaufen und zur Weihnachtszeit ein Saisongeschäft daraus machen könnte."

Als der Sommer kam, waren die drei Mädchen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang damit beschäftigt, Beeren zu pflücken, zu waschen, auszulesen, einzukochen, in Gläser zu füllen und diese mit Etiketten zu versehen. Ihre Höchstleistung an einem Tag waren 125 Gläser. Sie stellten zwölf bis fünfzehn verschiedene Geleesorten her und verkauften dann alles in der Nachbarschaft. Aber die Einnahmen waren gering.

Zu dieser Zeit hatten sich die drei durch ihren Fleiß schon die Achtung und Sympathie der rauhen Landbevölkerung erworben. Anfangs waren sie nur das „Ferienvolk" gewesen, und selbst als sie schon ihren ersten harten Winter in den Bergen hinter sich hatten, waren die Einheimischen überzeugt, daß sie auf die Dauer nicht durchhalten würden.

Eines Tages lieferte ein Farmer ein Paket bei ihnen ab. „Ich kam gerade am Postamt vorbei", sagte er, „und dort meinten sie, ich könnte das gleich für Sie mitnehmen."

Katie schnitt Donna gerade die Haare, als der Farmer kam. Der Mann bemerkte, daß er nie Zeit finde, zum Friseur zu gehen.

„Haben Sie jetzt einen Augenblick Zeit?" fragte Katie. Und schon hatte sie Donna den Frisierumhang abgenommen, ihn dem erstaunten Bauern um den Hals gelegt und mit dem Haarschneiden begonnen.

„Sie bekommen es umsonst", sagte sie, „zum Dank, daß Sie uns das Paket gebracht haben."

Diese Art nachbarlicher Hilfsbereitschaft machte die Mädchen beliebt. Im zweiten Jahr ihrer Konfitürenfabrikation schickten die Nachbarsfrauen ihre Kinder mit in den Wald zum Beerenpflücken und kamen selbst, um beim Einkochen,

Verpacken und Etikettieren zu helfen. In jenem Jahr, 1950, machten die Mädchen ein besseres Geschäft. Außerdem beendeten sie den Innenausbau des neuen Hauses, zogen ein, stellten den neuen Stall fertig und bauten das alte Haus und den alten Stall zu einem geräumigen Küchenanbau um.

Das letzte Jahr war ein Glücksjahr. Sie füllten 28 000 Gläser ab und nahmen 9000 Dollar ein. Die „Aroma der Wildnis"-Konfitüren gibt es jetzt in vielen Sorten, angefangen von Erdbeeren, Himbeeren, Trauben, Holzäpfeln, bis zu so aparten Zusammenstellungen wie Apfel-Zitrone mit Basilikum und Heidelbeeren mit Thymian. Und es werden ausschließlich wilde Früchte und Beeren verwendet.

Die Mädchen schreiben den plötzlichen Aufschwung ihres Unternehmens der Entdeckung zu, daß man den Saft einiger wilder Obstsorten tiefgekühlt aufbewahren kann, ohne daß der ursprüngliche Geschmack sich verändert. Dadurch muß das Pflücken, Einkochen und Abfüllen nicht gleichzeitig während der kurzen Erntezeit mit letzter Kraftanstrengung bewältigt werden. Kein Wunder, daß sie sich für einen Teil ihres Verdienstes vom letzten Jahr eine Kühlanlage von sechzehn Kubikmeter angeschafft haben.

Weihnachten vergangenen Jahres hatten sie ihre Hypothek teilweise amortisiert, ein neues Auto gekauft und 1000 Dollar allein für Frachtkosten bezahlt.

„Wenn eine von uns heiraten sollte, dann wird sie hoffentlich gescheit genug sein, nur einen Mann zu nehmen, der imstande ist, sie zu ernähren", meint Gini. „Ihr Anteil fällt dann den beiden Zurückbleibenden zu. Und wenn wir alle heiraten, nun, das können wir noch überlegen, wenn es soweit ist."

Inzwischen beweisen die drei mit ihrer unermüdlichen Arbeitsfreude, wie herrlich es ist, sich die Zukunft aus eigener Kraft zu bauen.

Stegreif-Definitionen

Sommer: Jahreszeit, in der die Kinder die Türen zuknallen, die sie im Winter stets offen lassen.

Langweiler: Man fragt ihn, wie spät es ist, und er setzt einem auseinander, wie eine Uhr gemacht wird.

Geiger: Ein Mann, der stets bis zum Kinn in Musik steckt.

Diplomat: Ein Herr, der zweimal nachdenkt, bevor er nichts sagt.

Bräutigam: Ein Draufgänger, der seinen Glauben an die eigene Unwiderstehlichkeit teuer bezahlen muß.

HERR, LASS IHN NICHT STERBEN!

Von

Elise Miller Davis und Edward S. Zelley

Der Broker, *ein luxuriöser Städteschnellzug zwischen New York und New Jersey, näherte sich mit mehr als tausend Fahrgästen einer neuen Behelfsbrücke bei Woodbridge, über die vorher schon sechs Züge gefahren waren. Alle waren gut hinübergekommen. Bis auf den* Broker. *Ein Funkenregen, ein gewaltiges Krachen, der Zug sprang aus den Schienen und stürzte acht Meter in die Tiefe. Dort türmten sich die Wagen zu einer wirren Masse grotesker Trümmer . . .*

Es war am 6. Februar 1951. Die Katastrophe forderte 85 Tote und 500 Verletzte. Hier soll die wunderbare Rettung eines der Verletzten erzählt werden.

MILDRED STOUT kochte eben das Abendessen. Sie hörte nur mit halbem Ohr, was das Radio auf dem Bord über dem Spültisch brachte: „Passagiere verstümmelt . . . Sanitätswagen eilen zur Unfallstelle . . . Einige Opfer des *Broker* identifiziert . . .“

Der *Broker*! Bob war ja in diesem Zug!

Roger J. Squire, Pastor der Methodistenkirche in der Nachbargemeinde, wußte viele Gemeindeglieder unter den Fahrgästen. Seine Frau hörte den Radiobericht ab und notierte sich die Namen. Dann ging der Pastor von Haus zu Haus, sprach seine Teilnahme aus und bot seine Hilfe an. Als er zu Stouts kam, kniete Mildred Stout an der Wiege ihres Kindes. Pastor Squire sprach ein kurzes Gebet für Bob und die Seinen. Dann ging er weiter.

Mildred war es ein wenig leichter ums Herz geworden. Ihren baumlangen rothaarigen Bob hatte die ganze Gemeinde gern, und beide sangen sie im Kirchenchor. Da fiel ihr ein, daß sie am Sonntag ein Solo singen sollte.

Das Radio dröhnte noch immer. Die ersten Überlebenden kamen nach Hause. Anderen Familien brachte das Telefon die wunderbare Nachricht: Ich bin gerettet. Aber bei

Mildred läutete kein Telefon. Kein Bob kam nach Hause.

Da machte sie sich auf den Weg nach Woodbridge. Schnee vermischte sich mit den grausigen Farben der Unfallstelle, als sie sich den Trümmern näherte. Sie hörte das Zischen der Schneidbrenner, sie sah, wie sie Bahre um Bahre wegtrugen. Mit vielen anderen ging sie dann zur nahegelegenen Polizeiwache, um Näheres zu erfahren. Da standen Frauen, die ihre Taschentücher zerknüllten, Männer, die verzweifelt gegen ihre Tränen ankämpften. Da dröhnte der Lautsprecher — pausenlos. Endlich, um 12.30 Uhr nachts, hörte sie den geliebten Namen: Robert Stout, verletzt, Perth-Amboy-Krankenhaus.

Die kurze Fahrt zum Krankenhaus war endlos, das Suchen dort furchtbar. Überall die Verletzten, die Sterbenden, die Toten. Als Mildred endlich ihren Bob fand, war er in einer Zwangsjacke — infolge einer Kopfverletzung von Sinnen. Auf seiner Karte stand die vorläufige Diagnose: *vermutlich Schädelbruch.* Und dann: *Sterbesakramente um 22 Uhr erhalten.* Ein unbekannter Priester hatte sein möglichstes getan.

Am anderen Morgen versank Bob in immer tiefere Bewußtlosigkeit. Er reagierte auf nichts mehr. Sein Zustand war so ernst, daß man ihn nicht einmal röntgen konnte. Es wurde eine schwere Hirnverletzung vermutet. Mildred blieb bei ihm im Zimmer und betete fast ununterbrochen. Pastor Squire war einer der wenigen, die zu ihm durften.

Es wurde Mittwoch. Es wurde Donnerstag. Jeder schwache Pulsschlag, jeder leise Atemzug hätte der letzte sein können. Doch Bob lebte weiter — wider Erwarten.

Am Freitag rief man einen bekannten Gehirnchirurgen. Er setzte eine Ermittlungsoperation für Sonntagmittag an und versuchte nicht, etwas zu beschönigen: das Risiko war groß, die Hoffnung gering.

Am Sonntagmorgen rief Bob Stouts Pflegerin, wie verabredet, Pastor Squire an, ehe er zum Gottesdienst ging. „Mr. Stouts Frau ist der einzige Mensch, der überzeugt ist, daß er davonkommt", sagte sie. „Sie sagt ganz einfach immer wieder: ‚Ich habe mein Vertrauen in IHN gesetzt.'"

Als der Pastor um 11 Uhr mit dem Gottesdienst begann, sah er in vielen Bänken die traurige Erinnerung an die Katastrophe — Pflaster, Verbände, Schlingen. Ungefähr dreißig Menschen aus seiner Gemeinde waren verletzt worden. Drei waren gestorben. Bob Stout aber lebte noch.

Sein Blick fiel auf eine Zeile der Gottesdienst-Folge, die schon Tage zuvor geschrieben worden war: Solo — „Vertrau auf IHN" — Mildred Stout. Und was er dann tat, muß ihm eine höhere Macht eingegeben haben. Mitten in der Predigt hielt er inne, verließ die Kanzel und stellte sich vor der Altarschranke seiner Gemeinde gegenüber.

„Es ist 11.15 Uhr", sprach er. „Bob Stout liegt schwer krank im Perth-Amboy-Krankenhaus und wird

bald operiert. Ich glaube, Bob und Mildred Stout wären dankbar, wenn wir für sie beteten."

Dann bat er die Gemeinde, ihre Gedanken ganz auf Bob Stout zu konzentrieren, sich in Liebe und Glauben um sein Krankenbett zu versammeln. Während jedes Haupt sich im Gebet neigte, wandte er sich um und kniete vor dem Altar nieder. Er sprach von Jesus, wie er vor langer Zeit auf Erden wandelte und die Kranken berührte und sie heilte. Er betete: „Wir flehen dich an, o Herr, gehe mit uns zum Perth-Amboy-Krankenhaus; nun steige mit uns die Treppen hinauf, gehe den Gang hinunter zu Zimmer 248, tritt ein und stehe am Bett. Jetzt, Herr" — die Stimme des Pastors bebte — „lege deine Hand auf Bob Stouts Stirn und heile ihn!"

Für einen Augenblick schwebte eine überirdische Stille im Raum.

Dann erhob sich Pastor Squire, kehrte auf die Kanzel zurück und fuhr im Gottesdienst fort. Das Gebet schien ihm lange gewährt zu haben, aber als er auf die Uhr sah, war es erst 11.20 Uhr.

Nach dem Gottesdienst saß er allein in seinem Arbeitszimmer, als das Telefon läutete. Er nahm den Hörer ab und hörte Mildred Stouts Stimme, von Tränen erstickt. „Es gibt keine medizinische Erklärung für das, was geschehen ist", sagte sie. „Er hatte fast keinen Puls und fast keinen Atem mehr, und dann — dann öffnete er auf einmal die Augen!"

Die Schwester, die die Anweisung hatte, den Ärzten auch die kleinste Veränderung zu melden, war aus dem Zimmer gelaufen. Als sie mit einem Arzt zurückkam, war Bob wieder bewußtlos. Er wurde in den Röntgenraum gefahren und noch einmal untersucht. „Ehrlich gesagt — ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte", gestand der Arzt später.

Als er Bob Stout sachte in die Schulter kniff, reagierte der Patient mit: „Autsch!" Es war das erste Wort nach fünf Tagen!

Der Chirurg wandte sich vom Operationstisch ab. Er ließ Mrs. Stout sagen, daß keine Operation stattfinde. Stouts Herz- und Atemtätigkeit besserte sich ganz unglaublich. Er hatte die Krisis überstanden, und langsam wichen die Folgen des Traumas.

Durch Mildred Stouts Schilderung am Telefon konnte sich der Pastor ein lebhaftes Bild von den Ereignissen im Krankenhaus machen. Was war wirklich geschehen? fragte er sich. Wer konnte das sagen? Vielleicht gibt es doch Wunder.

„Nur eines noch", sagte der Pastor und fand seine Stimme wieder. „Weiß irgend jemand, wie spät es war, als Bob zum ersten Mal die Augen aufschlug?"

„Ja", sagte Mildred, „es war 11.20 Uhr."

Da legte Pastor Squire den Hörer auf und neigte sein Haupt.

Die Axt im Haus . . .

Aus Yonkers Herald Statesman

von Saul Pett

Im eigenen Haus wohnen und trotzdem Spaß daran haben, sich darin auch wirklich ausruhen und nicht statt dessen dauernd daran herumbasteln — das ist nicht so einfach, wie es aussieht. Vielmehr gehört dazu sehr viel Eigensinn, Tapferkeit und Unabhängigkeit vom Urteil anderer Leute; dazu gehört der Mut, sich faul auf die Veranda zu legen, während alle Nachbarn ringsherum emsig bei der Arbeit sind. Dazu gehört vor allem die Fähigkeit, den mißbilligenden Blick zu ertragen, mit dem man verheiratet ist.

Schon der ersten Versuchung zum Arbeiten muß man entschlossen widerstehen, das ist die Hauptsache. Keinesfalls darf man sich von der Zwangsvorstellung beherrschen lassen, man müsse beweisen, daß man eine ebenso gute „Axt im Haus" sei und seine Sachen genau so in Ordnung halten könne wie die lieben Nachbarn.

An jedem Samstagnachmittag beginnt auf allen Grundstücken rings um mich her ein wildes Anstreichen, Grasmähen, Harken, Bauen von Stützmäuerchen, Einreißen von Stützmäuerchen, Einpflanzen, Umpflanzen und selbstverständlich der Krieg gegen das Unkraut — statt daß sie mit den Kindern spielen, für die sie ja schließlich das Haus in erster Linie gebaut haben.

Natürlich, jeder Mann bastelt gern ein bißchen im Haus herum, um seine schöpferischen Gelüste zu befriedigen. Was die Sache so schwierig macht, ist, daß aus jedem Handgriff wie durch eine Kettenreaktion acht andere werden.

Meine Frau will, daß ich die Kellerfenster streiche. Während ich die alte Farbe herunterkratze, entdecke ich eine zerbrochene Scheibe. Die muß erneuert werden; mit anderen Worten, ich muß sie ausmessen, eine neue kaufen und sie einsetzen.

Die rostfreien Scharniere an den Fensterläden sind total verrostet. Es müssen neue her. Wo sind denn nun wieder Hammer und Schraubenzieher geblieben? Ah, richtig, die habe ich auf dem Dachboden liegen lassen. Hinauf auf den Dachboden. Oben entdecke ich einen Lichtschimmer, der durch das Dach kommt. Ich muß Nägel holen und die Schindeln und das Vorstoßblech wieder festmachen.

Das Dach ist wieder dicht, aber die Dachrinne müßte mal saubergemacht werden. Ich kehre die alten Blätter heraus — und merke, daß die Farbe in der Dachrinne abblättert. Sie muß gestrichen werden, ehe sie durchrostet.

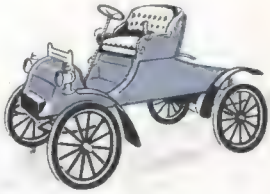
Nanu, das Abflußrohr ist ja verstopft. Ich fange an zu stochern. So, jetzt ist es wieder frei, aber unten steht ein kleines Kiefernstämmchen direkt unter dem Ausfluß. Das ist doch kein Platz für eine junge Pflanze; die muß umgesetzt werden. Schaufel, Kompost, was brauche ich noch? Ich muß nur aufpassen, daß ich dabei die frisch gestrichenen Kellerfenster nicht schmutzig mache.

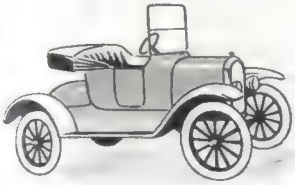
Aber halt mal! Die Kellerfenster sind ja noch gar nicht gestrichen. Wo ist denn nun wieder die Farbe und der Pinsel geblieben? Auf dem Dachboden. Wer in drei Teufels Namen hat sie denn da oben gelassen . . . ?

Ihr seht, liebe Leute, man darf sich auf so etwas gar nicht erst einlassen. Immer nach der anderen Seite gucken, sonst überlebt ihr nicht einmal die Hypothek auf eurem Häuschen.

Der schnellste Weg zum Reichtum, den es je gegeben hat: der Einsatz brachte mehr als dreitausendfachen Gewinn

GOLDGRUBE FORD





Aus der Monatsschrift Cosmopolitan

von Joe McCarthy

IN DIESEM JAHR, in dem die *Ford Motor Company* ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert, sei hier an eine inzwischen fast vergessene Geschichte aus ihren Anfangstagen erinnert.

Im Frühjahr 1903 erzählte James Couzens seiner Schwester Rosetta Hauss von einer Automobilfabrik, die Alex Malcolmson, ein Detroiter Kohlenhändler, gemeinsam mit einem Mechaniker und Rennfahrer namens Henry Ford als Partner in Detroit zu gründen beabsichtigte. Couzens sollte der Bürochef und Buchhalter der Firma werden. Er redete seiner Schwester zu, 200 Dollar in das Unternehmen zu stecken.

Rosetta Hauss glaubte nicht daran, daß Fords Benzinwagen große Aussichten hätten. Nach langem Widerstreben erklärte sie sich bereit, mit 100 Dollar in die Sache einzusteigen.

In den folgenden Jahren wird Mrs. Hauss ihre Vorsicht bestimmt bereut haben: die Ford-Gesellschaft machte enorme Gewinne, schneller als je irgendein anderes Industrieunternehmen der Welt. Mrs. Hauss nahm 95 000 Dollar in Dividenden ein, und 1919, als Ford die noch vorhandene Aktienminorität aufkaufte, stieß sie ihre 100-Dollar-Aktie für 260 000 Dollar ab.

Im Gegensatz zu seiner Schwester hatte James Couzens keine Zweifel an den Fordautomobilen. Er machte 2400 Dollar flüssig, nahm die 100 Dollar seiner Schwester dazu und erwarb 25 Aktien — 2½ Prozent der ersten Aktienemission der Gesellschaft. Später erhöhte er seine Beteiligung auf 11½ Prozent, die ihm nach und nach über 5 Millionen Dollar an Dividenden einbrachten — und weitere 30 Millionen, als er sich 1919 gemeinsam mit seiner Schwester seine Anteile auszahlen ließ.

Zu den ersten Geldgebern Fords gehörten auch zwei junge Detroiter Anwälte, John W. Anderson und Horace H. Rackham, die je 5000

Dollar investierten. Anderson lieh sich das Geld von seinem Vater, während Rackham Hypotheken auf einige kleine Grundstücke aufnahm, die er besaß. Der Bankier, der Rackham die Hypothek gab, hätte ihm um ein Haar die ganze Transaktion ausgeredet. „Seien Sie nicht so töricht", sagte er. „Dieser Automobilfimmel wird in ein paar Jahren genau so vorübergehen wie die Fahrradmode."

Als sie 1919 ausgezahlt wurden, strichen Anderson und Rackham je 12 500 000 Dollar ein!

Von den zwölf Aktionären, die die *Ford Motor Company* gründeten, war Ford nur der Mann mit den Ideen und der Produktionsleiter. Der Kohlenhändler Malcolmson war der Organisator, und John S. Gray, ein Detroiter Bankier, war Generaldirektor. Ford hatte in der Direktion wenig zu sagen, weil er kein Bargeld investieren konnte. Für seine technischen Kenntnisse wurden ihm jedoch 25½ Prozent des Aktienkapitals und ein Jahresgehalt von 3600 Dollar zugebilligt. Malcolmson besaß den gleichen Aktienanteil wie Ford, und Gray gehörten 10½ Prozent.

Zehn Prozent der Aktien gingen an die begabten Brüder John und Horace Dodge als Bezahlung für die Motoren und Chassis der ersten 650 Fordwagen, die in der Detroiter Maschinenfabrik der Gebrüder Dodge hergestellt und auf Heuwagen in das Fordsche Montagewerk transportiert wurden. Vom Ertrag ihrer Ford-Dividenden und dem Erlös der Aktien finanzierten die Dodges später ihre eigene Automobilfabrikatio

Fünf Prozent der Aktien war im Besitz von zwei Detroiter Kau leuten, Charles H. Bennett u Vernon C. Fry. Ein Tischler, Albe Strelow, durfte 5000 Dollar inv stieren, weil ihm das Gebäude g hörte, in dem die erste Fordfabri untergebracht war. Ein anderer ei heimischer Geschäftsmann, Charl J. Woodall, riskierte 1000 Doll für ein Prozent des Aktienkapital Bei der Gründungsversammlung ve pflichteten sich die Aktionäre, ih Anteile nicht außerhalb der Grup zu verkaufen; wenn jemand au scheiden wollte, sollte er seinen A teil an einen Mitaktionär veräußer

Bereits innerhalb eines Jahr machten sich die Investierungen vo bezahlt — eine Dividende vo 100 000 Dollar wurde ausgeschütte Und in zehn Jahren war das ursprün liche Barkapital von 28 000 a 250 Millionen Dollar angewachse

Der plötzliche Reichtum aus de Dividenden wirkte sich auf d zwölf Männer verschieden aus. D Tischler Strelow war der Ansich daß der Goldsegen zu märchenha sei, um andauern zu können, u verkaufte 1907 seinen Anteil f 25 000 Dollar an Ford. Er legte se Geld in einer kanadischen Goldmi an und verlor dabei alles.

Im Jahre 1906 gründete Malcolm son nebenher eine eigene Automobi fabrik. Die übrigen Aktionäre ve langten von ihm, daß er seine Ford aktien abstoße. Er tat es — f 175 000 Dollar. Der Kredit d

Firma war damals bereits so gut, daß Ford und Couzens den Betrag aufbrachten, indem sie gemeinsam zu einer Bank gingen und jeder einfach den Wechsel des anderen indossierte. Malcolmsons Automobilkonzern, die Aero Motor Co., ging sehr bald in Konkurs.

Im selben Jahr starb Gray. Ford versuchte, seine Anteile zu erwerben, aber die Erben weigerten sich, zu verkaufen. Nun übernahm Ford die Führung der Firma, und Couzens wurde seine rechte Hand in allen Verkaufs- und Finanzangelegenheiten. Kurz darauf entschlossen sich Bennett, Fry und Woodall, auszusteigen, solange die Geschäftslage noch günstig war. Couzens übernahm den größten Teil ihrer Aktien.

Als Ford 1913 die Produktion beschleunigte, indem er seine Wagen auf das laufende Band setzte, stieg der Wert der Aktien sprunghaft an. In diesem Sommer unternahm Anderson mit seiner Frau eine Europareise. Vor seiner Abfahrt hatte Anderson mit seinem Anwalt verabredet, daß er ihm kabeln solle, wie hoch die nächste Forddividende sei: bei 25 000 Dollar sollte er „Fünfundzwanzig", bei 50 000 „Fünfzig" telegrafieren.

Anderson erhielt das Telegramm in der Schweiz. Es lautete: „Fünfhundert". Er wußte nicht recht, was er davon halten sollte, und kabelte zurück, ob die Dividende sich tatsächlich nur auf 500 Dollar belaufe.

Prompt kam die Antwort: „Fünfhunderttausend Dollar".

Mit dem Anwachsen des Unternehmens kam es zwischen Ford und Couzens und dann auch zwischen Ford und den Brüdern Dodge zu Meinungsverschiedenheiten darüber, daß ein so beträchtlicher Teil der Reingewinne wieder in den Betrieb hineingepumpt wurde, statt als Dividende ausgeschüttet zu werden.

Ford brachte 1914 ganz Amerika in Aufruhr, als er den Mindestlohn seiner Arbeiter von 2,34 Dollar auf 5 Dollar pro Tag hinaufsetzte. Es wird erzählt, Ford habe einen Tageslohn von 4,80 Dollar vorgeschlagen, worauf Couzens ihn aufgebracht und gereizt angefahren habe: „Warum nicht gleich runde fünf Dollar, damit die Gesellschaft völlig pleite geht?"

„Ausgezeichnete Idee", sagte Ford. „Lassen wir's bei fünf Dollar."

Einige Monate später kündigte Ford eine weitere unglaubliche Maßnahme an: er versprach, fünfzig Dollar an jeden Kunden zurückzuzahlen, der im kommenden Jahr einen Fordwagen kaufte, wenn sein gesamter Jahresabsatz 300 000 Wagen überschreite. Als 308 213 Autos verkauft waren, wurden 15 410 650 Dollar in Fünfzigdollarschecks per Post verschickt.

Das war zuviel für Couzens. Er erklärte seinen Rücktritt als Finanzdirektor und Vizepräsident der Gesellschaft, behielt aber seine Aktien.

Offener Kampf zwischen Ford und den Aktionären brach im Jahre 1916 aus, als er sein riesiges River-Rouge-Werk in Dearborn zu bauen begann, wo er nicht nur Automobile, sondern

auch Stahl, Glas und Reifen selbst herzustellen beabsichtigte. Von den beiden Dodges und Couzens angeführt, verklagten die Aktionäre Ford auf Auszahlung höherer Dividenden und gewannen den Prozeß. Ford beschloß, sie auszukaufen, obgleich er dazu eine Anleihe von 75 Millionen Dollar aufnehmen mußte. Couzens erhielt 30 Millionen Dollar, und die Gray-Erben erhielten 26 250 00 Dollar. Ebenso wie Anderson und Rackham verkauften auch John und Horace Dodge ihre Anteile für je 12 500 000 Dollar.

Henry Ford aber, der am Anfang nicht einen Cent in das Unternehmen gesteckt hatte, wurde zum Milliardär und besaß nach John D. Rockefeller das größte Vermögen in Amerika.

Lachen — die beste Medizin

Als er erfuhr, was ein Ferngespräch nach seiner Heimatstadt kosten würde, fragte der Reisende schüchtern: „Gibt es denn keinen besonderen Tarif für bloßes Zuhören? Ich will meine Frau anrufen." T. B.

„Ich kann das gemeine Benehmen meines Mannes einfach nicht mehr aushalten", sagte die junge Frau weinend. „Er macht mich so nervös, daß ich ständig abnehme."

„Weshalb trennst du dich dann nicht von ihm?" fragte ihre Tante.

„Das tue ich auch", versicherte die junge Frau, „aber erst bei 110 Pfund." M. S.

Eine zerstreute Dame am Steuer übersah das rote Licht und krachte mitten in einen anderen Wagen hinein. Noch war der Lärm des Zusammenstoßes nicht ganz verklungen, da war sie schon aus dem Wagen gesprungen und rief zornfunkelnd:

„Können Sie denn Ihre Augen nicht aufmachen? Sie sind jetzt der vierte, in den ich heute vormittag hineinfahre." T. W.

Als die Hausfrau die Tür öffnete, stand draußen ein Mann und bat um eine Spende für eine verarmte Witwe, die in der Nachbarschaft wohnte. Nicht nur, daß sie dringend Kleidung und Nahrung brauche, sagte er, jetzt solle sie auch noch aus ihrer Wohnung in die bittere Kälte hinausgejagt werden, weil sie vier Monate keine Miete mehr bezahlt habe.

„Da ist es ja ein Glück, daß sie in Ihnen einen so guten Samariter gefunden hat", meinte die Frau. „Wer sind Sie denn?"

„Ich?" antwortete der gute Samariter, „ich bin der Hausbesitzer. B. C.

Auf einem Ausflug hielt ein Mann in einer kleinen Ortschaft, um zu tanken.

„Wie heißt denn der Ort", fragte er den Tankwärter.

„Das kommt darauf an", erwiderte der andere. „Meinen Sie, wie ihn die nennen, die hier in diesem gottverdammten, elenden, staubigen Friedhof von einem Drecknest leben müssen, oder die, die seine köstlichen, romantischen, malerischen Reize für ein paar kurze Stunden genießen?" D. B.

Die Rosenbergs: Opfer der Kommunisten

Der Kreml hat die Rosenbergs doppelt mißbraucht: zum Diebstahl des Atomgeheimnisses und für einen verlogenen Propagandafeldzug in der ganzen Welt

Aus der Monatsschrift The American Legion Magazine

von S. Andhil Fineberg

Im März dieses Jahres zahlten 1100 Menschen je 25 Dollar, um im Hotel Capitol in New York in einem überfüllten Saal an einem Abendessen teilzunehmen, bei dem Sidney Silvermann, ein Mitglied des linken Flügels im britischen Parlament, als Gastredner auftreten sollte. Der Redner erschien allerdings nicht, da ihm das amerikanische Visum verweigert worden war, und das Ehepaar, dem zu Ehren dieses üppige Mahl veranstaltet wurde, war ebenfalls verhindert: Julius und Ethel Rosenberg saßen im Gefängnis Sing Sing und warteten auf ihre Hinrichtung, weil sie Amerikas Atombombengeheimnisse gestohlen und an Rußland ausgeliefert hatten.

Die Veranstaltung im Capitol war nur eine von Tausenden. Was gab es da nicht alles, von Zusammenkünften in Privatwohnungen bis zu Massenversammlungen, von Protestmärschen bis zu Gebetsübungen, alles in Szene gesetzt von den Kommunisten und ihren verblendeten Mitläufern, um die Rosenbergs in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses zu rücken. In London, Paris, Berlin, Rom und anderen Städten wurden Massenversammlungen abgehalten. In der ganzen Welt wurden die Rosenbergs als „Märtyrer des Friedens" gefeiert. Wegen des gegen sie ausgesprochenen Todesurteils wurden die Vereinigten Staaten in fünfzig Sprachen als „verwildert", „barbarisch" und „unmenschlich" gebrandmarkt.

Hinter dem Eisernen Vorhang wird durch planmäßige Unterernährung und Überlastung in Zwangsarbeitslagern laufend Massenmord verübt. Dort sind in Scheinprozessen Hunderte wegen angeblicher Spionage zum Tode verurteilt worden. Anders als die Rosenbergs dürfen sich

in Rußland und seinen Satellitenstaaten die Angeklagten ihre Anwälte nicht selbst wählen; der kommunistische Staat weist ihnen „Verteidiger" zu, deren Aufgabe anscheinend darin besteht, Verdächtige geständig zu machen. Und doch haben viele von denen, die den Gedanken an den damals bevorstehenden Tod von Julius und Ethel Rosenberg als grauenhaft und unerträglich empfanden, gegen diese Zustände nie den leisesten Einspruch erhoben.

Die Rosenbergs waren Hauptfiguren in einem Spionagering, der seine Tätigkeit während des zweiten Weltkriegs aufnahm. Eins der unsinnigsten Argumente der Propagandisten für die Rosenbergs lautete, daß zu der Zeit, als sie Atomgeheimnisse entwendeten und an Antoli Jakowlew, den sowjetischen Vizekonsul und Spion in New York weitergaben, Rußland Amerikas Verbündeter war. Das Gesetz vom Jahre 1917 über den Verrat militärischer Geheimnisse trägt der Tatsache Rechnung, daß der Freund von heute der Feind von morgen sein kann. Es bedroht jeden mit Strafe, der die darin verbotenen Handlungen zugunsten einer „auswärtigen Macht" begeht. Außerdem — wer gab den Rosenbergs das Recht, zu entscheiden, ob die Russen hochwichtige Geheimnisse erhalten sollten, die nur durch Diebstahl zu erlangen waren?

Die Spionagespur ließ sich geradenwegs bis zur Schwelle der Rosenbergschen Wohnung verfolgen. Als der Atomspion Klaus Fuchs in England festgenommen wurde, machte e Angaben über einen ihm nicht mi Namen bekannten Kurier des Spio nagerings. In geschickter Detektiv arbeit stellte das amerikanische Bun desfahndungsamt einen gewisse Harry Gold*) als diesen Kurier fest Fuchs bestätigte dessen Identität und Gold legte ein Geständnis ab Er enthüllte, daß er geheime Unter lagen, die von David Greenglass Ethel Rosenbergs jüngerem Bruder gestohlen worden waren, von Lo Alamos nach New York überbrach hatte. Durch Golds Geständnis über führt, gab Greenglass zu, daß di Rosenbergs ihn zur Spionage ver leitet hatten.

Die vor einem Schwurgericht in März 1951 bewiesene Schuld de Rosenbergs war über jeden Zweife erhaben. Hauptzeugen für den vo ihnen begangenen Hochverrat waren ihre Mitverschwörer, David Green glass, dessen Frau und Harry Gold Außer diesen Zeugenaussagen lage weitere Beweisstücke vor; es erga sich ein lückenloses Gesamtbild.

Als die Rosenbergs, die in ärm lichen Verhältnissen lebten, vo Golds Verhaftung erfuhren, bekame sie plötzlich 5000 Dollar in di Hände. Diese boten sie David Green glass an und bestürmten ihn, mi seiner Familie das Weite zu suchen Sie gaben ihm eingehende Anwei sungen, wie er mit Sowjetagenten von Mexiko-Stadt bis Prag Verbin

*) Siehe „Das Verbrechen des Jahrhunderts" von J. Edgar Hoover, Das Beste aus Reader's Digest, Juli 1951.

lung aufnehmen könnte, und trafen Vorkehrungen für ihre eigene schleunige Abreise aus den Vereinigten Staaten. Wo sie sich diese Mittel beschafften, kann man sich leicht vorstellen.

Die Rosenbergs und ihr Verteidiger konnten vor Gericht nicht mehr tun als alles leugnen, ohne etwas zu widerlegen. Die Geschworenen aber ließen sich nicht davon beeindrukken, daß das Ehepaar angesichts der Beweise beim Leugnen blieb. Anders als jene, die über das Schicksal der Rosenbergs echte oder auch Krokodilstränen vergossen, hatten die Geschworenen während der Verhandlung den Angeklagten Auge in Auge gegenüber gesessen. Sie hatten auch die Belastungszeugen persönlich gesehen. Diese zwölf amerikanischen Bürger waren in der Lage, sich von der Glaubwürdigkeit aller Prozeßteilnehmer ein Bild zu machen. Das Auftreten und die Antworten der Rosenbergs waren in keiner Weise überzeugend. Sie weigerten sich sogar, nebensächliche Fragen zu beantworten, und zwar mit der Begründung, daß es sie strafrechtlich belasten könnte. Zwei Jahre nach der Hauptverhandlung, als die Angehörigen von Julius Rosenberg versuchten, einzelne Geschworene zu einem Gnadengesuch zu veranlassen, war kein einziger dafür zu haben. Vielmehr gaben sie zu verstehen, daß sie die von Richter Irving Kaufman verhängte Todesstrafe für gerechtfertigt hielten.

Von Julius und Ethel Rosenbergs Verhaftung an bis zu ihrer Verurteilung hat keine kommunistische Organisation auch nur andeutungsweise behauptet, die Rosenbergs könnten vielleicht unschuldig sein. Der *Daily Worker*, das Hauptsprachrohr der Kommunisten in den Vereinigten Staaten, erwähnte sie nicht ein einziges Mal, ehe die Geschworenen ihren Schuldspruch gefällt hatten. Das alles deutet darauf hin, daß die kommunistische Presse aus eigener Quelle in die Verdienste der Rosenbergs um ihre sowjetischen Herren und Meister eingeweiht war. Solange die Wahrscheinlichkeit bestand, daß die Rosenbergs ein Geständnis ablegten, um ein milderes Urteil zu erlangen, war es am besten, sie als nicht mehr verwertbar abzuschreiben.

Als sich jedoch herausstellte, daß die Rosenbergs über ihre Mittäter keine Auskunft zu geben gedachten, und als in einer linksradikalen Versammlung, die im Mai 1952 in Far Rockaway im Staat New York stattfand, Mrs. Morton Sobell, die Ehefrau eines ebenfalls verurteilten Mitglieds des Spionagerings, ihren Zuhörern versichern konnte: „Julius und Ethel könnten ihren Kopf retten, wenn sie auspackten, aber sie werden ihre Freunde nie verraten"— von diesem Augenblick an machten stolze Hinweise auf diese von den Rosenbergs bewiesene Treue in kommunistischen Kreisen die Runde.

Die Rosenbergs sollten im Mai 1951 hingerichtet werden, aber zu diesem Zeitpunkt hatten sie schon

damit begonnen, die zahlreichen bestehenden Anfechtungs-, Berufungs- und Revisionsmöglichkeiten auszuschöpfen. Im August desselben Jahres brachte eine kommunistenfreundliche Zeitschrift, der *National Guardian*, in einer Reihe von Artikeln eine neuartige Darstellung ihres Falles: „Nach Lage der Dinge muß ernsthaft bezweifelt werden, ob sie als Mitschuldige an irgendeiner angeblichen Atomspionage-Verschwörung überhaupt in Frage kommen."

Ergreifend in ihrem unverschuldeten Leiden und glorreich in ihrem Märtyrertum: so wurden die Rosenbergs jetzt dargestellt. Auch das Los ihrer beiden Söhne von acht und vier Jahren mußte für Propagandazwecke herhalten.

Als nächster Schritt erfolgte die Gründung eines „Ausschusses zum Kampf um Gerechtigkeit für die Rosenbergs". Seine erste Aufgabe bestand darin, die im *National Guardian* erschienenen Artikel als Schrift herauszugeben und an Tausende von Personen zu verschicken. In der Erkenntnis, daß eine von Kommunisten verkündete Mißbilligung eines über russische Spione verhängten Todesurteils auf niemanden mehr Eindruck macht, ging der Ausschuß daran, nichtkommunistische Helfer zu werben. Dabei erlitt er anfangs zwei Rückschläge.

Man versuchte den Fall so darzustellen, als wären den Rosenbergs die verfassungsmäßigen Grundrechte vorenthalten worden. Der amerikanische Bund für Bürgerrechte erklärte jedoch, daß die Grundrechte weder während des Verfahrens noch bei der Verurteilung verletzt worden waren.

Der Ausschuß versuchte auch, den Fall als einen antisemitischen Anschlag darzustellen, der bestimmt weitere Judenverfolgungen auslösen würde, falls es nicht gelänge, die Rosenbergs zu retten. Aber die sechs über ganz Amerika verbreiteten Organisationen, die sich mit dem Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden befassen, sowie andere jüdische Stellen wandten sich scharf gegen den „abwegigen" Versuch des Ausschusses, „den Fall Rosenberg mit dem Problem des Antisemitismus zu verquicken". Die Rosenbergs sind ihrer Abstammung nach jüdisch, waren aber aus ihrer Religionsgemeinschaft ausgetreten. Sowohl der Richter wie der Staatsanwalt in ihrem Prozeß sind gläubige Juden.

Trotz aller Enttäuschungen war der Rosenberg-Ausschuß tatkräftig und hartnäckig. Er konnte immer damit rechnen, daß kommunistische Organisationen ihre Mitglieder zu seinen in zahlreichen Städten veranstalteten Versammlungen entsenden und auch Außenstehende hinlocken würden. Es wurden Ortsausschüsse gegründet, die eine eifernde Propaganda entfalteten und Geldmittel zusammenbrachten.

Der Ausschuß rief die Millionen Menschen, welche die Todesstrafe ablehnen, dazu auf, ihrer Überzeugung im Interesse der Rosenbergs Gehör zu verschaffen. Leichtgläubige Mitglieder rassischer und reli-

giöser Gruppen wurden unter dem Vorwand bearbeitet, daß die Rosenbergs Opfer einer „Massenhysterie" geworden seien. Jeder, der gegen Massenhysterie sei, müsse, so hieß es, für die Rosenbergs sein.

Das Bundes-Berufungsgericht überprüfte den Fall und hatte nichts zu beanstanden. Nachdem der amerikanische Oberste Gerichtshof es abgelehnt hatte, über den Fall zu verhandeln, verlegten sich die Kommunisten und ihre Mitläufer darauf, allen nicht Linksradikalen zu erzählen, daß an der Schuld der Rosenbergs Zweifel bestünden, daß aber, selbst wenn sie schuldig wären, Erwägungen der Menschlichkeit es ratsam erscheinen ließen, sie nicht hinzurichten.

Anfangs erwies es sich als schweres Problem für die Agitatoren, daß sie keinen einzigen Nichtkommunisten von Ruf auf ihrer Seite hatten. Aber die kommunistischen Organisatoren wußten es zu lösen. Wer je öffentlich gesagt hatte, daß das Todesurteil gegen die Rosenbergs in eine andere Strafe umgewandelt werden sollte, lieferte Wasser auf die Mühlen der kommunistischen Propaganda.

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhang den Fall Max Lerner näher zu betrachten. Am 13. Februar 1953 schrieb er in seinem täglichen Leitartikel in der *New York Post*: „Nur mit Ingrimm kann man an jene denken, die diese beiden Todeskandidaten doppelt mißbraucht haben — zunächst zum Diebstahl von Atomgeheimnissen, und dann, um die grobe kommunistische Lüge von einem antisemitischen Komplott in der ganzen Welt auszustreuen."

Am 9. April 1951 schrieb Lerner: „Richter Kaufman hat nur seine Pflicht getan. Das Urteil ist hart, aber daß es gerecht ist, läßt sich kaum bestreiten."

In seinem Leitartikel vom 19. Juni 1952 schrieb Lerner jedoch: „Auch ich bin der Meinung, daß die Todesstrafe hier keinen Präzedenzfall hat und hart ist." (Andere Spione waren mit geringeren Strafen davongekommen.) Alles außer acht lassend, was Lerner sonst zu diesem Thema geschrieben hatte, druckte der Rosenberg-Ausschuß nur diesen einen Satz millionenfach ab. Ähnlich erging es Dorothy Thompson und Eleanor Roosevelt.

Indem die Rosenberg-Agitatoren jedes Zitat ausbeuteten, das sie aufstöbern konnten, und an Tausende, von denen sie Wohlwollen erhofften, Briefe versandten, ging ihre Saat allmählich auf. Geistliche, schon von Amts wegen geneigt, Milde walten zu lassen, waren besonders leicht zu beeinflussen, und es gab Hunderte, die ihre Unterschrift unter Gnadengesuche setzten.

Schließlich warnten sechs führende Geistliche die allzu Weltfremden in einer Verlautbarung, in der es hieß: „Der Fall der verurteilten Atomspione Julius und Ethel Rosenberg wird mit typisch kommunistischer Hinterhältigkeit ausgebeutet, um das Vertrauen in unsere amerikanischen

Einrichtungen zu zerstören." Zu den Unterzeichnern dieser Verlautbarung gehören Reverend Dr. Daniel A. Poling, Mitarbeiter des *Christian Herald*, Rabbi William F. Rosenblum vom Tempel Israel in New York und Reverend Dr. Joseph N. Moody vom Cathedral College in New York.

Unterdessen war es der internationalen kommunistischen Propagandaorganisation gelungen, Millionen Menschen in Übersee aufzuhetzen, die den Fall gar nicht kannten — oder nur in der Darstellung der Kommunisten. Überall dort, wo die Arbeiter unter starkem kommunistischem Einfluß stehen, stießen die Gewerkschaftsverbände ein Wehgeschrei aus. Die ausländische Presse erhob schwere Beschuldigungen gegen die USA.

Welchen Rechtsschutz gab das amerikanische Gesetz den Rosenbergs?

Aus U. S. News & World Report

JULIUS UND ETHEL ROSENBERG genossen den ganzen Schutz des demokratischen Rechts. Über zwei Jahre lang dauerte es, bis alle ihnen zur Verfügung stehenden Rechtsmittel ausgeschöpft waren.

Gegen die Rosenbergs wurde vor Geschworenen verhandelt, die ihre Mitbürger waren. Der Schuldspruch wurde durch einstimmigen Beschluß der zwölf Geschworenen gefällt. Das Urteil wurde vom Bundesberufungsgericht siebenmal überprüft — und bestätigt. Siebenmal wurde dann der Fall beim Obersten Bundesgericht der Vereinigten Staaten anhängig gemacht.

Zu wiederholten Malen wurde der Fall dem Weißen Haus vorgelegt. Präsident Eisenhower kam zu dem Schluß, daß eine Begnadigung jeder Grundlage entbehre. Bei einer dieser Gelegenheiten sagte er, den Rosenbergs sei volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei einem anderen Anlaß stellte er fest, „daß die Rosenbergs die Gefahr eines Atomkriegs unermeßlich vergrößert und dadurch vielleicht viele Millionen unschuldiger Menschen auf der ganzen Welt zum Tode verurteilt haben". Mit dieser Feststellung zog der Präsident den Schlußstrich unter die juristischen Überprüfungen, die ohne Unterbrechung 27 Monate in Anspruch genommen hatten.

Am 16. Dezember 1952 lieferte der Nobelpreisträger und Atomforscher Dr. Harold C. Urey den Kommunisten ihren glänzendsten Propagandaschlager. Obgleich Dr. Urey keinerlei juristische Vorbildung besitzt und auch bei der Gerichtsverhandlung nicht zugegen gewesen war, unternahm er eine Untersuchung des Falles auf eigene Faust und schrieb dann an Richter Kaufman, er glaube, die Rosenbergs seien zu Unrecht verurteilt worden. Albert Einstein, der schon verschiedentlich aus einer gewissen Naivität heraus sowohl kommunistenfreundliche wie kommunistenfeindliche Erklärungen unterzeichnet hat, schrieb einen Brief an die *New York Times*, in dem er Dr. Urey beipflichtete. Einsteins wie Ureys Genie ist auf die Naturwissenschaft beschränkt. In Fragen der

Rechtsprechung sind sie weniger zuständig als erfahrene Juristen. Ihre Namen machen jedoch immer tiefen Eindruck und erschienen nunmehr bei Rosenberg-Demonstrationen in Amerika und auf Spruchbändern vor amerikanischen Botschaften im Ausland.

Am 18. und 19. Dezember 1952 ergingen an alle Getreuen folgende Weisungen: „Beginnt am 27. Dezember mit einer Tag und Nacht währenden Dauerkundgebung in Washington, um die Begnadigung durchzusetzen; bringt am 4. und 5. Januar Tausende nach Washington; macht äußerste Anstrengungen, die Teilnahme von kirchlichen, freiberuflichen und Arbeitergruppen zu erwirken; schickt an alle Senatoren und Abgeordneten Briefe und Delegationen; bestürmt jeden Geistlichen, in der Predigt seine Gemeinde aufzufordern, Gnadengesuche an den Präsidenten zu schicken; leistet unverzüglich euren Beitrag für den 50 000-Dollar-Fonds, zu dessen Bildung der Ausschuß aufgerufen hat, um die letzten Wochen unserer Arbeit zu finanzieren."

Den Kommunisten war es natürlich klar, daß eine Begnadigung der Rosenbergs durch den Präsidenten unter diesen Umständen den Anschein erwecken mußte, als hätte sich die amerikanische Rechtspflege dem kommunistischen Druck gebeugt. Die Kommunisten halfen also den Rosenbergs nicht, sondern mißbrauchten sie nur als Werkzeug.

Welchen Nutzen haben die Kommunisten aus ihrem gewaltigen Rosenberg-Propagandafeldzug gezogen?

Das „Märtyrertum" dieser Verräter kann künftig als Propagandaschlager ausgewertet werden.

Wer immer Geld, Zeit oder auch nur seine Unterschrift für diese Agitation hergegeben hat, ist jetzt vorgemerkt für andere Aktionen, bei denen die Unterstützung von Nichtkommunisten erforderlich ist.

Indem die Roten der Weltöffentlichkeit das Trugbild einer angeblichen Ungerechtigkeit in den Vereinigten Staaten vorgaukelten, lenkten sie ihre Aufmerksamkeit von den unerhörten Rechtsbrüchen des Kremls ab.

Aber die Gesinnung der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Volkes hat sich nicht gewandelt, seitdem die in Atlanta im Staate Georgia erscheinende Zeitung *Constitution* ihr am 6. April 1951 wie folgt Ausdruck gab: „Es ist zu hoffen, daß das von Bundesrichter Irving Kaufman gegen Julius und Ethel Rosenberg ausgesprochene Todesurteil für die Entwendung von Atomgeheimnissen und ihre Auslieferung an Rußland den Schlußstrich zieht unter unsere Weichherzigkeit gegenüber den Feinden in unserer Mitte. Wir können uns den törichten Luxus der Milde gegenüber Verrätern nicht länger leisten. Dafür, daß Richter Kaufman dies klar zum Ausdruck gebracht hat, gebührt ihm unsere Anerkennung. Möge dies anderen Verrätern zur Warnung dienen."

„Würde ein Mensch vom Zeitpunkt seines ersten Gehvermögens an in den Weltraum hinausspazieren, so würde er als Greis am Mond anlangen" – Dr. Fritz Kahn

Herr Doktor, meine Füsse!

Aus der Monatsschrift Hygeia

von Dr. med. Dudley J. Morton

WENIGE LEIDEN sind so weit verbreitet wie Fußbeschwerden. Unter zehn Menschen sind acht, deren Füße mehr oder weniger ernste Schäden aufweisen, vom lästigen Hühnerauge bis zur unheilvollen Verbildung. Da soll einmal „das falsche Schuhwerk" schuld sein — als trügen wir immer noch die Schuhgreuel des neunzehnten Jahrhunderts. Zum andern redet man von „schwachen Fußmuskeln und -bändern", obwohl es — wie ich aus Tausenden von Untersuchungen weiß — einzig das Knochengerüst des Fußes ist, das wir für unsere Beschwerden verantwortlich machen müssen.

Der Fuß des Menschen ist eine brückenähnliche, stoßabfangende Konstruktion, die den Körper in der ihm eigenen senkrechten Stellung stützt. Man kann sich unschwer vorstellen, wie stark hierbei seine Knochen und Bänder beansprucht werden. Tatsächlich beträgt die Belastung beim Gehen pro Kilometer nicht weniger als 150 000 Kilogramm. Doch ist der Fuß so genial eingerichtet, daß das Körpergewicht nicht auf einem einzigen Knochen allein ruht. Beim Stehen verteilt es sich zunächst einmal auf beide Beine, trifft in jedem Bein auf einen derben, keilförmigen Fußgelenkknochen, das „Sprungbein", und wird dort wieder zur Hälfte auf die Ferse und zur Hälfte auf die fünf „Mittelfußknochen" weitergeleitet. Wenn wir gehen oder laufen, wird unser ganzes Gewicht auf diese Mittelfußknochen geworfen, die sich fingerähnlich durch den Vorderteil des Fußes erstrecken. *Und hier nun haben 90 Prozent der funktionellen Fußbeschwerden ihren Ursprung.*

Könnte man — so sagte ich mir — einmal genau messen, welchen Anteil des Körpergewichts die Natur jedem der fünf Mittelfußknochen zuweist, so ließe sich in jeder Abweichung von dieser Norm ein Alarmsignal erkennen. Es gelang mir dann auch, ein Meßinstrument zu bauen, mit dessen Hilfe ich herausfand, daß sich das

Körpergewicht eines 60 Kilogramm schweren Menschen im Stehen folgendermaßen verteilen sollte: auf jeden Fuß 30 Kilogramm, und zwar 15 Kilogramm auf jede Ferse, 5 Kilogramm auf den ersten, zur großen Zehe verlaufenden Mittelfußknochen und 2½ Kilogramm auf jeden der übrigen vier Mittelfußknochen.

Bei der Untersuchung schmerzhafter Fußleiden ergab sich nun, daß der erste Mittelfußknochen einen Teil der ihm zugewiesenen Last auf den Nachbarknochen abwälzte, den wesentlich schwächeren zweiten Mittelfußknochen. Im Röntgenbild sah man, daß sich dieser zweite Knochen verdickt hatte, ein unfehlbares Zeichen, daß der Fuß nicht mehr richtig arbeitete.

Eine solche Störung tritt hauptsächlich dann auf, wenn der erste Mittelfußknochen nicht, wie es sein sollte, ebenso lang ist wie der zweite, sondern — infolge erblicher Unterentwicklung — zu kurz, so daß beim Gehen das ganze Gewicht auf den schmalen zweiten Knochen fällt, dessen Gelenke unangemessen belastet und den inneren Fußmechanismus überanstrengt. Außerdem wird das Vorderende des zweiten Knochens hierbei heftig gegen den Boden gedrückt, wodurch an der Fußsohle darunter eine Schwiele entsteht. Frauen, die Schuhe mit hohen Absätzen tragen, gehen fast nur auf diesem Knochen.

Eine weitere häufige Ursache der erwähnten Störung liegt darin, daß der erste Mittelfußknochen infolge einer Erschlaffung der Bänder „wabbelt". Auch dann fällt die Last mit ganzer Wucht auf den zweiten Knochen, und es kommt zu „Senkfuß" oder gar der schwereren Form dieses Fußleidens: „Plattfuß".

Ein Fuß mit „niedrigem Spann" kann — entgegen einer weit verbreiteten Meinung — durchaus ein „guter" Fuß sein. Solche Füße findet man bei barfuß gehenden Völkern außerordentlich oft. Gerät der Fuß aber durch ungenügendes Arbeiten des ersten Mittelfußknochens in die „Knickfuß"-Stellung, bei der das Fußgelenk nachgibt, so verschiebt sich das Körpergewicht einwärts gegen Muskeln und Bänder und zieht den ganzen Fußmechanismus in eine verkehrte Lage; der Fuß ist dann einem Gewölbe vergleichbar, dessen Pfeiler eingeknickt sind und das daher einzustürzen droht; vor diesem „Einsturz" kann er sich nur so lange bewahren, wie seine Muskeln und Bänder der Beanspruchung standhalten.

Das sind also die üblichen Fußbeschwerden. Sie beruhen im wesentlichen auf einem Zusammenwirken überbeanspruchter Gelenke, entzündeter Gewebe und gereizter Nerven. Was tut man dagegen? Entsprechend den drei Ursachen von Schmerz und Behinderung sind drei Behandlungsarten zu empfehlen.

1. *Oberflächliche Reizungen.* Zunächst einmal müssen alle schmerzhaften Schwielen und Hühneraugen beseitigt werden, was am besten

durch einen ausgebildeten Fußpfleger geschieht. Ein Hühnerauge ist nichts anderes als eine Verdickung der Hornschicht infolge von Reibung oder anhaltendem Druck. Für immer kann man ein Hühnerauge aber nur zum Verschwinden bringen, wenn man Schuhe trägt, die den Zehen und den Mittelfußknochen nach den Seiten und nach oben genügend Spielraum lassen und bei denen die Fersenkappe gut anschließt.

2. *Entzündliche Veränderungen.* Füße mit überanspruchtem, entzündetem Gewebe brauchen Ruhe und eine Anregung des Kreislaufs. Am wirksamsten und billigsten sind Wechselbäder. Man taucht die Füße zunächst etwa anderthalb Minuten lang in heißes Wasser — so heiß, daß man es gerade noch aushalten kann—, darauf eine halbe Minute in kaltes Wasser. Es ist wichtig, diese Zeiten einzuhalten. Das Wasser soll gut fünfzehn Zentimeter bis über die Knöchel stehen. Hat man die Prozedur fünfmal wiederholt, so reibt man die Füße mit einem Frottiertuch kräftig ab. Danach soll man eine halbe Stunde ruhen und hierbei mit Zehen und Knöcheln leichte gymnastische Übungen machen, um die Kreislaufanregung zu unterstützen. Man nimmt die Wechselbäder einmal täglich, und zwar möglichst unmittelbar nach der Arbeit. In akuten Fällen empfehlen sich zwei Wechselbäder pro Tag. Man verstärkt ihre Wirkung durch Massage.

Zur Frage der Fußgymnastik möchte ich einschalten, daß man erschöpften Füßen meines Erachtens nicht zu all ihrer täglichen Plage auch noch alle möglichen Übungen zumuten sollte. Man legt ja auch sonst überanspruchte Gelenke still. Ich halte es daher für richtiger, zumindest in der ersten Zeit, wenn die Beschwerden besonders heftig sind, völlig zu ruhen, möglichst im Bett.

3. *Gestörter Mechanismus.* Bei einem zu kurz geratenen ersten Mittelfußknochen oder einer Erschlaffung seiner Bänder hilft eine kleine, etwa drei Millimeter starke Lederein lage unter dem Knochenende, die am besten gleich in eine nach dem Fuß gefertigte Einlegesohle eingearbeitet wird. Sie ermöglicht es dem defekten Knochen, seinen vollen Anteil am Körpergewicht zu tragen.

Strukturfehler des Fußes kann man natürlich nicht durch eine äußerliche Untersuchung allein feststellen. Ich rate deshalb den Fußleidenden immer wieder, sich die Füße röntgen zu lassen.

An wen soll man sich bei Fußbeschwerden um Rat und Hilfe wenden? Der praktische Arzt ist durchaus in der Lage, den Patienten gut zu beraten. In schwereren Fällen (die aber kaum 10 Prozent der Fußleidenden ausmachen) empfiehlt es sich, zum Orthopäden zu gehen. Ich kann nicht eindringlich genug darauf hinweisen — und damit wende ich mich nicht zuletzt auch an meine Kollegen aus der Ärzteschaft —, daß Fußbeschwerden ernst zu nehmende Leiden sind, die in die Zuständigkeit des Arztes fallen.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

Ihr Sprachschatz wächst nicht mit Ihnen, wenn Sie sich nicht entschließen, selbst etwas dafür zu tun. Aber die Mühe lohnt sich, und wie beim Sport wird bald ein Vergnügen daraus.

Die Spielregeln für unseren Test, der Ihnen einen Start erleichtern soll, lauten: notieren Sie zuerst Ihre *eigenen* Erklärungen zu den folgenden zwanzig Wörtern, soweit Sie sie kennen; dann suchen Sie sich diejenigen unserer Deutungsvorschläge heraus, die Ihnen dem Sinn am nächsten zu kommen scheinen. Auf der nächsten Seite finden Sie die Antworten.

(1) Remittende — A: *Gewinnanteil.* B: *rücksendbare Buchhandelsware.* C: *Umlaufschreiben.* D: *Verlangsamung.*

(2) Ärarisch — A: *dem Staat gehörend.* B: *landwirtschaftlich.* C: *gebietsweise.* D: *vereinzelt.*

(3) Wimperg — A: *Hauptturm einer Burg.* B: *Fahne, Feldzeichen.* C: *Ziergiebel.* D: *Teil der Ritterrüstung.*

(4) Revozieren — A: *Einspruch erheben.* B: *widerrufen.* C: *wiederholen.* D: *mindern.*

(5) Levirat — A: *jüdisches Priesteramt.* B: *Gesetzgebung Mosis.* C: *Ehelosigkeit.* D: *Schwagerehe.*

(6) Methodistisch — A: *planmäßig.* B: *im Sinn einer bestimmten Kirchenrichtung.* C: *erzieherisch.* D: *übergenau.*

(7) Va banque — A: *aussichtslos.* B: *abgekartet.* C: *alles daranwagend.* D: *allzu vorsichtig.*

(8) Stereotyp — A: *stets gleichbleibend.* B: *widersprechend.* C: *krampfhaft.* D: *starrköpfig.*

(9) Tapir — A: *Art Zebra.* B: *dickhäutiges Huftier.* C: *indischer Büßer.* D: *Gegenstelle des Scheitelpunkts.*

(10) Utopisch — A: *urzeitlich.* B: *nur aufs Nützliche bezogen.* C: *nur in der Phantasie vorhanden.* D: *voraussagend.*

(11) Verballhornen — A: *verhöhnen.* B: *unbeholfen eine fremde Sprache sprechen.* C: *vernageln.* D: *verschlimmbessern.*

(12) Nekrolog — A: *Totenbeschwörer.* B: *Nervenarzt.* C: *Nachruf.* D: *Sternenstand bei der Geburt.*

(13) Illiquid — A: *unzuverlässig.* B: *zahlungsunfähig.* C: *ungesetzlich.* D: *wässerig.*

(14) Goutieren — A: *Geschmack an etwas finden.* B: *übers Ohr hauen.* C: *begreifen.* D: *verteidigen.*

(15) Pauschal — A: *in Raten.* B: *als Vorschuß.* C: *als Sammelzahlung.* D: *als Abschlußzahlung.*

(16) Karneol — A: *erhaben geschnittener Schmuck.* B: *vertieft geschnittener Stein.* C: *Desinfektionsmittel.* D: *rote Quarzart.*

(17) Komplementär — A: *als Nachtrag.* B: *als Ergänzung.* C: *als Schmeichelei.* D: *als Ausgleich.*

(18) Rikscha — A: *Sänfte.* B: *asiatisches Fährschiff.* C: *von Menschen gezogener Mietwagen.* D: *japanische Tänzerin.*

(19) Hermetisch — A: *unzulänglich.* B: *kaufmännisch.* C: *verdichtet.* D: *absolut luft- und wasserdicht.*

(20) Q. e. d. — A: *was Gott zum Guten wende.* B: *was zu beweisen war.* C: *Gott allein die Ehre.* D: *um sich zu verabschieden.*

Antworten zu
»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) Die Remittende: B. Lateinisch *remittendum* ‚das Zurückzusendende' (*mittere* ‚senden'): so (oder ‚Krebs') nennt der Buch- und Zeitschriftenhandel die als unverkäuflich an den Verlag zurückgeschickten Druckexemplare.

(2) Ärarisch: A. Vom lateinischen *aerarium* ‚Schatzkammer, Staatskasse' (*aes* ‚Erz, Geld'), auch ‚das Ärar' genannt. Besonders in Österreich für alles, was Staatsbesitz betrifft.

(3) Der Wimperg: C. Auch Wimberg oder Windberg. In der gotischen Baukunst Ziergiebel über Fensterbögen, Windschutzgiebel vor Querdächern.

(4) Revozieren (‚v' spr. ‚w'): B. Französisch *révoquer* (vom lateinischen *revocare*) ‚zurück-, widerrufen'. „Nachdem er seine Theorien jahrelang propagiert hatte, revozierte er sie plötzlich kurz vor seinem Tode."

(5) Das Levirat (‚v' spr. ‚w'): D. Vom lateinischen *levir* ‚Bruder des Mannes'. Rechtsbrauch vieler Völker, nach dem der Bruder eines (kinderlos) Verstorbenen dessen Witwe heiraten muß. Für die Israeliten galt diese Vorschrift nach 5. Mose 25, 5—10.

(6) Methodistisch: B. Zu ‚Methodist': eigentlich Spottname für Anhänger der evangelisch-religiösen Bewegung, die (vom deutschen Pietismus beeinflußt) 1738 in England aufkam, wegen ihrer Bekehrungs-Methodik. Der Methodismus ist heute als Kirche in angelsächsichen Ländern und in Zentraleuropa verbreitet.

(7) Va banque (spr. wabángk, ‚ang' nasal): C. Französisch ‚es gilt (*va*, eigentlich ‚es geht') die Bank', d. h. den gesamten Spieleinsatz. Ausdruck der Glücksspieler: ‚va banque spielen' daher übertragen soviel wie ohne Rücksicht auf Verlust alles gefährden. „Ein politisches Vabanquespiel".

(8) Stereotyp: A. Aus griechisch *stereós* ‚starr, fest' und *týpos* ‚Abbild, Muster' gebildet. „Eine stereotype Antwort". Die Stereotypie (auch das ‚Stereo') ist eine durch Abprägung einer Schriftseite und Abguß von der Matrize gewonnene Druckplatte.

(9) Der Tapir: B. *Tapira* in der Sprache der brasilianischen Tupi-Indianer: den Nashörnern verwandte Unpaarhuferfamilie in Südamerika und Südostasien. „Die Tapire gehören zu den ältesten Säugetierarten."

(10) Utopisch: C. Zu „Utopia" (aus griechisch *ou* ‚nicht' und *tópos* ‚Ort': Nirgendland): Titel eines 1516 von dem Engländer Th. More verfaßten Buches über einen idealen Inselstaat. Daher ‚Utopie' soviel wie (unverwirklichtes) Wunschbild, Phantasie.

(11) Verbal(l)hornen: D. Auch ‚bal(l)hornisieren'. Nach dem Lübecker Drucker des 16. Jahrhunderts Bal(l)horn, dessen Bücher viele Fehler und Entstellungen aufwiesen. Auch soviel wie entstellen.

(12) Der Nekrolog: C. Aus griechisch *nekrós* ‚Toter' und *lógos* ‚Rede, Bericht', lateinisch *necrologium*: zunächst ‚Liste der Verstorbenen', dann auch ‚Lebensbericht über einen Toten, Nachruf'.

(13) Illiquid(e): B. Neubildung aus lateinisch *in-* ‚un-' und *liquidus* ‚flüssig'. Handelssprachlich eine Vermögenslage ohne Barmittel zur Abdeckung der dringendsten Verpflichtungen. Das Gegenteil von ‚liquide': flüssig, solvent.

(14) Goutieren (spr. gu-): A. Französisch *goûter* ‚kosten, genießen', lateinisch *gustare*. „Als Unbeteiligter konnte ich die Komik der Lage nicht recht goutieren."

(15) Pauschal: C. Wie ‚Pauschale' (Abfindungssumme) unklarer Herkunft, vielleicht von *Bausch* ‚Wulst': abgerundet, ‚in Bausch und Bogen' (d. h. mit aus- und eingebogenen Randflächen), ohne genaues Maß.

(16) Der Karneol: D. Wohl vom lateinischen *corneolus* ‚hornartig': blut- bis fleischrote oder hellere Abart des Chalzedons, ein oft zu Schmuck verwendeter Halbedelstein.

(17) Komplementär: B. Französisch *complémentaire*, vom lateinischen *complementum* ‚Ergänzung' (*ple-* ‚voll'). Komplementärfarben sind in der Farbenlehre solche, die einander zu Weiß ‚ergänzen', so z. B. Blau und Orange.

(18) Die Rikscha: C. Verkürzt aus japanisch *jinrik(i)sha* (*jin* ‚Mensch', *riki* ‚Kraft', *sha* ‚Fahrzeug'): der ostasiatische zweiräderige Wagen mit zwei Deichseln, von einem ‚Rikscha-Kuli' gezogen.

(19) Hermetisch: D. *Hermēs Trismégistos*, griechisch ‚der dreimalgrößte Hermes', eine mystische Gestalt der Spätantike, soll mit Zaubersiegeln Gefäße absolut dicht gemacht haben können. Zu diesem Siegel des Hermes (lateinisch *sigillum Hermetis*) gehört das Adjektiv *hermeticus* ‚hermetisch (verschlossen)'.

(20) Q. e. d.: B. Abkürzung der lateinischen Formel *quod erat demonstrandum* ‚was das zu Beweisende war' (*demonstrare* ‚aufzeigen, beweisen'), mit der mathematische Beweise als abgeschlossen bezeichnet werden.

Bewertung: 18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut.

Auch die Geschichte der auf Schmuck versessenen Lorelei Lee hat ihre Geschichte

Blondinen - noch immer bevorzugt

Aus der Monatsschrift Theatre Arts von A. E. Hotchner

Es war im Jahre 1921, während einer tagelangen Eisenbahnfahrt von New York nach Hollywood, da erfand die brünette Anita Loos die berühmte verführerische Blondine unserer Tage.

Damals begann sie, eigentlich nur zu ihrem Vergnügen, die Geschichte niederzuschreiben, aus der schließlich der Roman *Blondinen bevorzugt* geworden ist, das „Tagebuch" der Lorelei Lee, des prächtigsten Exemplars eines ausschließlich auf ihren Vorteil bedachten, dabei herrlich naiven Mädchens, das uns je zwischen zwei Buchdeckeln begegnet ist. Lorelei hat in den zwanziger Jahren nicht nur eine Wasserstoffsuperoxyd-Revolution entfesselt; durch sie erhielt die Blondine im Bewußtsein der Menschen auch ein für allemal den Beigeschmack des Verführerischen und Üppigen.

Anita Loos

Das Buch erreichte im Handumdrehen 45 Auflagen, wurde in dreizehn Sprachen (darunter chinesisch) übersetzt und in doppelt so vielen Ländern zum meistgelesenen Buch. 1926 wurde daraus ein sensationeller Broadway-Erfolg, 1928 ein (stummer) Film und 1949 schließlich ein begeistert aufgenommenes musikalisches Lustspiel. Die neueste Verwandlung dieses unsterblichen Geschöpfes der Anita Loos ist ein gepfefferter, ausgelassener Farbfilm für drei Millionen Dollar, hervorragend besetzt mit der hervorragend ausgestatteten Marilyn Monroe als Lorelei und der nicht minder hervorragend ausgestatteten Jane Russell als ihre unzertrennliche Freundin Dorothy. Aber damit ist Loreleis Karriere, die

Frau Loos bisher nahezu 1 500 000 Dollar eingebracht hat, noch lange nicht am Ende.

Der berühmte Philosoph George Santayana hat *Blondinen bevorzugt* einmal das bedeutendste philosophische Werk eines amerikanischen Autors genannt. Und die Schriftstellerin Edith Wharton bezeichnete es als *den* großen amerikanischen Roman schlechthin.

Als Anita Loos 1926 nach London kam, verkündeten Scharen von Plakatträgern ihre Ankunft. H. G. Wells stellte ihr seine Zeit und seinen Rat zur Verfügung, „damit dieses satirisch-soziologische Talent der ernsthaften Literatur nicht verlorengeht". Der Prinz von Wales verschenkte ihr Buch an seine Freunde, und der königliche Leibarzt verschrieb es König Georg V. als Medizin gegen seine Melancholie während des großen englischen Generalstreiks. Mussolini aber bat Frau Loos zu sich, um sie nach Einzelheiten über Lorelei zu fragen, über die das Buch, wie er meinte, keine Auskunft gab.

Wer ist nun eigentlich dieses schicksalsträchtige Fräulein, das in der ganzen Welt soviel Aufsehen erregt hat? Hören wir, was Lorelei selbst darüber zu sagen hat: „Wenn ein junges Mädchen wie ich soviel Schicksal in ihrem Leben erleben muß, dann passieren eben dauernd Sachen. Ich heiße Lorelei, so heißt ein Mädchen, das dafür berühmt wurde, daß es in Deutschland auf einem Felsen saß. Als ich von zu Hause wegging, dachte ich, die Herren wollten uns Mädchen immer nur in Schutz nehmen, und als ich dann merkte, daß sie uns gar nicht immer nur in Schutz nehmen wollen, war es zu spät. Wenn ein Mädchen so richtig gern mit einem Herrn zusammen ist, dann kann da nichts Gutes rauskommen. Handküsse machen natürlich sehr, sehr viel Spaß, aber ein Armband mit vielen großen Steinen ist was für immer. Wenn man's recht besieht, ist ja Geldausgeben auch nur Gewohnheitssache, und wenn man einen Herrn erst dazu kriegt, daß er einem jeden Tag ein Dutzend Orchideen kauft, dann kriegt er mit der Zeit sehr gute Gewohnheiten."

Bedenkenlos raffiniert entlockt Lorelei einer erstaunlichen Vielzahl von Gentlemen geschickt Geld, Juwelen, Staatsgeheimnisse und Heiratsversprechen.

Loreleis Erzeugerin, Anita Loos, wuchs in San Diego in Kalifornien auf, wo das Wandertheater, das ihr Vater leitete, sein Standquartier hatte. Mit fünf Jahren schon begann sie ihre Theaterlaufbahn als der „kleine Lord Fauntleroy" unter der Regie ihres Vaters und war mit zwölf Jahren bereits eine routinierte Schauspielerin. Sie fing an, Drehbücher zu schreiben, die sie per Post an D. W. Griffith, den Hollywood-Pionier, verkaufte. Mit achtzehn ging sie dann nach Hollywood und wurde von Griffith als Drehbuchautorin engagiert. Als sie einundzwanzig war, kam der bekannte Theaterregisseur John Emerson nach

Hollywood, um einen Douglas-Fairbanks-Film vorzubereiten. Er suchte lange vergeblich nach einem Stoff, bis er unter den abgelehnten Manuskripten eines fand: *Sein Bild in der Zeitung* von A. Loos.

Als er damit zu Griffith kam, lachte der ihn aus und meinte: „In dem Drehbuch sind ja Dialoge. Wenn die Leute lesen wollen, bleiben sie lieber zu Haus." (Damals erschienen auf der Leinwand höchstens so inhaltsschwere Sätze wie „Die Dämmerung stieg hernieder".)

Emerson ließ sich nicht beeinflussen. Er drehte einen fünfaktigen Film, der zu einem Drittel aus gedruckten Dialogen bestand. Einige Wochen später brüllte das hingerissene Publikum in New York vor Vergnügen über die komischen Sätze. *Sein Bild in der Zeitung* war nicht nur der erste stumme Film mit witzigen Dialogen, er war zugleich für Douglas Fairbanks eine wichtige Etappe auf seinem Weg zum Weltruhm.

In den folgenden Jahren schrieb Anita Loos die meisten Fairbanks-Filme und außerdem viele für Mary Pickford. Schon nach kurzer Zeit bekam sie 500 Dollar die Woche. Aber bald nach ihrer Hochzeit mit John Emerson meinten beide, sie hätten nun genug von Hollywood, und lösten ihre Verträge. Sie lebten in New York, als die Wirtschaftskrise von 1921 sie um ihr Vermögen brachte. Anita Loos stand nun, eine bettelarme alte Frau von achtundzwanzig, vor der entsetzlichen Notwendigkeit, wieder nach Hollywood zu gehen. In düsterer Stimmung bestieg sie einen Zug nach Kalifornien und wurde nicht gerade heiterer, als sie sah, daß sich alle Männer im Zuge, ihr eigener nicht ausgenommen, um eine über und über mit Schmuck behangene blonde Sirene drängten.

Nachdem sie sich einen Tag lang vernachlässigt gefühlt hatte, setzte sich Anita in ihr Abteil und begann ein Tagebuch zu schreiben, wie es die Blonde ihrer Meinung nach vermutlich schreiben würde.

In Hollywood aber dachte Anita kaum noch an das begonnene Werk, sondern schrieb in den folgenden Jahren Filme am laufenden Band. Sie erwarb sich von neuem ein Vermögen und verkündete schließlich 1924 zum zweitenmal, sie werde nun dem Film den Rücken kehren. Als sie in New York ihre Koffer auspackte, fand sie das Tagebuch und schickte es spaßeshalber an den berühmten amerikanischen Kritiker H. L. Mencken und an George Jean Nathan, die Herausgeber der Zeitschrift *Smart Set*.

Mencken schrieb: „Junge Frau, Sie haben etwas Unverzeihliches getan — Sie haben sich über die Beziehungen der Geschlechter lustig gemacht!"

Nathan, heute der tonangebende New Yorker Kritiker, meint: „Weshalb wir damals das Manuskript von Anita Loos zurückgeschickt haben? Ganz einfach: wir waren Idioten."

Mehr als ein Jahr später bekam Henry Sell, der Herausgeber der

Zeitschrift *Harper's Bazaar*, das Tagebuch in die Hand und überredete Anita Loos, es zu erweitern. Die Veröffentlichung des ersten Abschnitts in *Harper's Bazaar* brachte jedoch so viele Protestbriefe brünetter Leserinnen, daß die nächste Fortsetzung eine harmlosere Überschrift erhielt.

Als die *Blondinen* als Buch erschienen, trafen sie so genau den Geist der zwanziger Jahre, die „Zeit herrlichsten Blödsinns", daß der Titel zur internationalen Redewendung wurde.

„Die eigentliche Pointe der Geschichte scheint jedoch fast jeder mißverstanden zu haben", sagt Frau Loos. „Aus der hemmungslosen Geldjägerin Lorelei wurde eine Art verkannter Märchenprinzessin. Viele Frauen haben mir im Laufe der Jahre geschrieben, sie hätten keinen sehnlicheren Wunsch, als so zu sein wie sie. Einige haben ihre Töchter nach ihr genannt."

Auf Vorschlag Henry Sells schrieb sie einen zweiten Teil *Brünette heiraten*, der ebenfalls ein Bestseller wurde, obgleich sie nicht mit dem Herzen dabei war, denn ihr Mann, John Emerson, war schwer erkrankt.

Dann aber, nach dem Börsenkrach von 1929, stand sie zum zweitenmal in ihrem Leben ohne einen Cent da. „Ich habe damals einfach alles verloren", erzählt sie, „— annähernd eine Million Dollar." Wieder schrieb sie Filme und gelegentlich ein Lustspiel. 1949 trat auch *Blondinen bevorzugt* wieder in ihr Leben. Sie machte aus dem Stoff ein musikalisches Lustspiel, das einen Riesenerfolg hatte. Auf seinen Spuren kam auch das Buch wieder zu Ansehen, von dem in einer Taschenausgabe über 500 000 Stück verkauft wurden.

Anita Loos ist heute sechzig Jahre alt. Sie sieht um eine Generation jünger aus, ist einen Meter fünfzig groß und wiegt etwa achtzig Pfund, nur ein halbes Pfund mehr als mit neunzehn. Sie bereitet für die nächste Broadway-Saison nicht weniger als vier Stücke vor.

Lorelei Lee aber lebt inmitten eines Schwarms von Verehrern ihr räuberisches Leben weiter. Wohl hat sie sich in der Darstellung durch Marilyn Monroe in dem Farbfilm, der im Jahr 1950 spielt, etwas verändert, sie ist aber das gleiche vitale, in jedem Sinne einnehmende Geschöpf geblieben.

Immer nur lächeln . . .

In einer vollbesetzten Hotelbar stolperte ein Kellner, der ein Tablett mit sechs Cocktails trug, und schüttete den Inhalt der Gläser über einen Gast, der beim Essen saß. In der beklemmenden Stille, die einem solchen Ereignis stets zu folgen pflegt, sah der begossene Herr auf und murmelte höflich: „Wie gut, daß es *trockene* Martinis waren." K. N.

Zahlen beweisen, daß die Technik dem Menschen die Hände frei macht für eigenes schöpferisches Wirken

Geschenk der Technik: mehr Privatleben

Aus der Monatsschrift Ladies' Home Journal

von Dorothy Thompson

DIE WELT hat eine falsche Vorstellung von Amerika. Sie sieht uns — und darin hat sie recht — als das Land mit der am höchsten entwickelten Technik. Wir sind ein Land der Massenproduktion, einer Leistung, die durch differenzierteste Arbeitsteilung erreicht wird: jeder Mann ist auf einen einzigen Arbeitsgang festgelegt. Zahlreiche europäische Schriftsteller schildern den Amerikaner als ein lebendes Zahnrad oder einen Spezialisten, einen völlig mechanisierten Menschen. Die Perfektion der Technik, so folgern sie, führt darum zwangsläufig zum zentral gesteuerten Kollektivstaat, da es ja unmöglich ist, „die Uhr zurückzustellen" zu einem individualistischen Zeitalter.

Ich möchte eine Gegenthese aufstellen und behaupten, daß in Amerika die Technik eher zur Dezentralisation führt, zu größerer Selbstgenügsamkeit und zur Besinnung auf die Familie; und daß gerade die modernen technischen Errungenschaften, die jene klugen Leute so schmähen, dazu beitragen, die Ganzheit unserer Persönlichkeit wiederherzustellen.

Früher, in der Ära des Zwölfstundentags und der Sechstagewoche, nahm die mechanische Teilstückarbeit den amerikanischen Arbeiter vom Morgen bis zum Abend in Anspruch. Dank der Technik produziert und verdient er heute ein Vielfaches — in der halben Zeit.

Was fangen die Amerikaner mit der Zeit an, die der technische Fortschritt ihnen schenkt?

Nach landläufiger Vorstellung sitzen sie am Fernsehempfänger, gehen ins Kino oder spielen Canasta — und das ist schon ungefähr alles. In Wirklichkeit haben sie vielseitige Interessen: sie malen, legen Gärten an, verschönern ihre Wohnungen, bauen zum Teil sogar ihre Häuser selbst. Der Konfektionsarbeiter besucht vielleicht Kunstvorlesungen, der Arzt geigt in einem Laienorchester, und der Anzeigenchef schreinert Möbel für das Spielzimmer seiner Kinder.

Die Hälfte aller Patente für technische Neuerungen wird in den USA Amateur-Erfindern verliehen, deren Beruf weder mit Erfinden noch mit angewandter Wissenschaft irgend etwas zu tun hat. Gleich ihren Vorfahren aus der Pionierzeit — und wie Henry Ford und Thomas Edison, die beide keine eigentliche akademische Ausbildung hatten — sind sie die geborenen Bastler. Der Elektronenstrahlbildzerleger mit der Sondenröhre, eine der grundlegenden Voraussetzungen für das Fernsehen, wurde von einem sechzehnjährigen Gymnasiasten erfunden*). Zu keiner Zeit war Genialität ausschließliche Domäne der wissenschaftlichen Laboratorien.

Haus und Heim des Amerikaners sind wieder zu einem wichtigen Arbeits-

*) Siehe „Patentstreit um Millionen", Das Beste aus Reader's Digest, Mai 1953.

zentrum für unternehmende Menschen geworden, die sich selbst zur Freude, der Allgemeinheit zum Nutzen arbeiten. So wurden im vergangenen Jahr für 100 Millionen Dollar mechanisch betriebene Werkzeuge verkauft, und zwar an Hausbesitzer, die *keine* Zimmerleute sind und die außerdem über drei Milliarden für Rohstoffe ausgaben. Eine einfache Erfindung, die Gefriermaschine, ermöglicht dem Amateurlandwirt, soviel Gemüse anzubauen, daß seine Familie das ganze Jahr damit versorgt ist.

Wie die Singer-Nähmaschinen-Gesellschaft kürzlich berichtete, nähen heute 30 Millionen Amerikanerinnen zumindest einen Teil ihrer Garderobe und der Kleider ihrer Kinder selbst. Diese Privatschneiderinnen gaben im vorigen Jahr eine halbe Milliarde Dollar für Stoffe aus. Sie kauften 1950 — dem letzten Jahr, für das Zahlen vorliegen — über 100 Millionen Schnittmuster. Diese Frauen nähen nicht nur, um mehr fürs Geld zu bekommen, sondern um Kleider zu haben, die individuell sind.

65 Prozent der im Jahre 1952 verkauften Anstrichfarben — der Gesamtumsatz betrug anderthalb Milliarden Dollar — wurden von Hausfrauen oder deren Ehemännern auf ihre eigenen vier Wände gestrichen, und zwar zu einem Fünftel des Preises, den sie einem Anstreicher hätten zahlen müssen. Die amerikanischen Kleiderfabrikanten stellten 173 Millionen Arbeitshosen, Overalls und Arbeitsblusen her. Wer trägt sie? Unter anderem Betriebsleiter, Chefredakteure und Vertreter. Und was tun sie? In 18 Millionen Hausgärten säen und pflanzen diese Amateurgärtner, schneiden Hecken und stutzen Büsche mit praktischen Gartengeräten, die die Technik speziell für sie entwickelt hat.

Der Amerikaner lehnt es ab, sich mit *einem* Beruf, einem einzigen Arbeitsgang zufrieden zu geben. Und er hat recht. Denn unsere schönsten Freuden kommen von den Dingen, die außerhalb unseres Berufes liegen und die man von uns nicht „erwartet". Finden Sie einen Artikel, den ich geschrieben habe, lesenswert, so ist mir das natürlich angenehm. Bewundern Sie aber die Bezüge, die ich für meine Gastbetten genäht habe, fragen Sie mich nach meinem Blätterteigrezept — *das* treibt mir die Freudenröte ins Gesicht. *Das* bringt mir zum Bewußtsein, daß ich keine Schreib-Maschine bin, wenn ich auch mit Schreiben mein Geld verdiene. Lobt ein Kunstkritiker ein Bild, das mein Mann gemalt hat, wird er wahrscheinlich nur sagen: „Und der Rahmen? Ich habe den *Rahmen* gemacht!" Das Malen ist sein Handwerk, von dem er weiß, daß er es versteht; das Rahmenmachen sein Steckenpferd, der Stolz eines Amateurs.

Das Endergebnis der Arbeitsteilung und der ungeheuren Leistungsfähigkeit, die wir unseren Erfindungen verdanken, ist, daß der Mensch zu sich selbst und zu seiner Häuslichkeit zurückfindet, daß sich sein Selbstgefühl hebt und die Sphäre seines Wirkens erweitert.

EINE GESANGSSCHÜLERIN hatte eben ihre Stunde beendet. „Herr Professor", fragte sie, „glauben Sie, daß ich jemals mit meiner Stimme etwas anfangen kann?" „O doch", erwiderte der Lehrer, „sie könnte sehr von Nutzen sein, wenn einmal Feuer ausbricht." C. G.

Die „Stimme Amerikas“ sollte verschwinden

Aus New York Herald Tribune von Walter Lippmann

Dass eine Regierungsstelle es wagt, sich „Stimme Amerikas“ zu nennen, ist eine Anmaßung. In einer demokratischen Gesellschaft, in der Meinungsfreiheit herrscht, stellt eine staatliche Propagandastelle, die ein Monopol besitzt, einen Widerspruch in sich dar, der im In- und Ausland Verwirrung stiften muß.

Meiner Ansicht nach wäre es das beste, die „Stimme Amerikas“ als solche abzuschaffen, diese ganze Organisation der Auslegung und Kommentierung, der Literatur- und Kunstkritik, der Besprechung von Sitten und Gebräuchen aufzulösen, und statt dessen die vorhandenen Regierungseinrichtungen dazu zu benutzen, eine Auswahl aus den normalen amerikanischen Rundfunknachrichten zu übertragen. Den Menschen in Übersee müßten im wesentlichen dieselben Nachrichten geboten werden, die auch wir Amerikaner zu hören bekommen. Da aus praktischen Gründen eine Auswahl getroffen werden muß, wären meines Erachtens damit Männer zu betrauen, die zu diesem Zweck von unseren eigenen Rundfunkgesellschaften und Pressediensten zu ernennen wären.

Als am Ende des zweiten Weltkriegs die Propagandastelle der amerikanischen Regierung in das amerikanische Außenministerium eingegliedert wurde, schwoll unseren Propagandisten der Kamm. Die „Stimme Amerikas“ begann über den Rundfunk alle Menschenrassen in allen Sprachen anzusprechen und die von den Propagandisten ausgewählten Nachrichten sowie eine ebenfalls von den Propagandisten vorgenommene Ausdeutung der Außenpolitik der Vereinigten Staaten und aller anderen Länder in die ganze Welt auszustrahlen.

Die ganze Auffassung, die einem derartigen Verfahren zugrunde liegt, ist falsch. Ein ausgeklügeltes Räderwerk von Nachrichtenverbindungen zu allen Völkern in Gang zu setzen und ihnen dann zu sagen: „Wir sind die Stimme Amerikas und machen Propaganda dafür, daß ihr uns lieber

habt als unsere Gegner": das ist — vom propagandistischen Standpunkt aus — Unsinn. Es regt den Appetit auf die amerikanische Lebensart etwa so an wie Rizinusöl die Eßlust . . .

Nichtamerikaner sind gar nicht so verschieden von uns Amerikanern, und sie gleichen uns bestimmt darin, daß sie nicht ferngelenkt und für dumm verkauft werden wollen von jemandem, der ihnen etwas aufdrängen will. Aus diesem Grund ist jeder, der sich selbst als Propagandisten bezeichnet, für Propagandazwecke ungeeignet. Mehr noch: jeder, der auch nur den Verdacht erregt, ein Propagandist zu sein — wie das bei allen staatlich bezahlten „Stimmen" mit Recht der Fall ist —, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Ein solcher Verdacht aber wird nie zu entkräften sein, solange die amerikanische Regierung ihren überseeischen Hörern andere Nachrichten vorsetzt als ihrem eigenen Volk. Grundsätzlich ist es falsch, den Nichtamerikaner darum zu bitten, der Stimme der amerikanischen Regierung zu lauschen. Man sollte es ihm lediglich ermöglichen, das, was die Menschen in Amerika hören, selbst mitzuhören. Er wird dann auch denselben Schutz wie wir Amerikaner davor haben, zum Opfer der Propaganda zu werden; denn er wird dann auch das Recht mitgenießen, das wir in unserer freien Gesellschaft haben, die Richtigkeit einer Meldung zu bestreiten und die Art, in der sie ihm geboten wird, zu kritisieren. Das ist der einzige Weg, auch außerhalb Amerikas Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Berichterstattung zu erwecken.

Gewinn- und Verlustrechnung

Mein Onkel half einem Farmer bei der Steuererklärung und ging mit ihm seine Bücher durch. Die meisten Eintragungen waren leicht zu verstehen, eine aber lautete schlicht: „Pferd 10 Dollar". Damit konnte mein Onkel nichts anfangen. „Haben Sie das Pferd nun für zehn Dollar gekauft oder haben Sie es verkauft?" fragte er.

„Das war so", erwiderte der Farmer. „Ich habe dieses heimtückische Biest für zehn Dollar gekauft. Es zerkeilte sofort zwei Boxen, und das kostete zehn Dollar. Dann habe ich es dazu benutzt, ein Auto aus einem Schlammloch zu ziehen, dafür bekam ich zehn Dollar. Einmal habe ich es für zehn Dollar verkauft, es führte sich aber so auf, daß ich es für zehn Dollar zurückkaufen mußte. Dann nahm ich es, um ein paar Kinder spazierenzufahren, die bezahlten mir zehn Dollar dafür. Schließlich lief es auf die Landstraße, wurde angefahren und starb. Der Fahrer gab mir zehn Dollar, aber die mußte ich gleich wieder ausgeben, um den Kadaver von der Straße zu ziehen. Und nun habe ich irgendwie den Faden verloren. Ich kann nicht mehr sagen, ob mir der elende Schinder etwas eingebracht hat oder ob er mir noch etwas schuldig ist." H. T. M.

Wir führen ein Familienbuch

Von John Kord Lagemann

So kann man die einzelnen Fäden des Familienalltags zu einem sinnvollen Ganzen verknüpfen

Kürzlich zerbrach sich die ganze Familie den Kopf, wo Kord, unser Zehnjähriger, wohl seine Armbanduhr verloren haben könnte. Schließlich fanden wir einen Anhaltspunkt und entdeckten, daß die Uhr am Zaun des Nachbargartens hing. Wie waren wir aber darauf gekommen? Kord hatte pflichtschuldig in unser Familienbuch eingetragen, daß er mit seinem Freund auf der Nachbarwiese Ball gespielt hatte.

Unser Buch ist nichts als eine gewöhnliche Sammelmappe aus lose zusammengehefteten Blättern: Briefen, Fotografien, Erinnerungszeichen und niedergekritzelten Eintragungen. In Wirklichkeit ist es aber viel mehr. Es ist ein getreues Abbild alles dessen, was unser Familienleben ausmacht. Es erinnert uns an die Zeit, als die Kinder noch zu klein waren, um manierlich zu essen, und als es ihnen noch schwerfiel, sich selbst zu kämmen. Die erregenden kleinen Aussprüche des ersten Schultages werden wieder lebendig, die Probleme unserer jungen Ehe, ein vergessenes Gesicht, einzelne Momente fröhlicher Weihnachtsfeiern im Familienkreis. Kleine Ereignisse werden gewichtiger, wenn man sie niederschreibt.

Das Familienbuch wurde eines Tages in der Klinik begonnen, als ich unseren Erstgeborenen das erste Mal durch die Tür sehen durfte. Auf die Rückseite eines Briefumschlages notierte ich: „Wir nennen dich Kord. Du bist hübsch gewachsen, größer als die meisten Babys, gesund wie

Quellwasser und ohne jeden Zweifel männlichen Geschlechts. Und deine Mutter ist schöner denn je."

Diese Bleistiftnotiz kam später in einer Mappe mit Briefen, die meine Frau und ich während des Krieges einander geschrieben hatten, wieder zum Vorschein. Wir verwahrten die Mappe auf einem Bücherbrett, und von diesem Tag an wuchs sie ganz von selbst. Mit ihrer Hilfe ist es uns möglich, den Lauf der Zeit aufzuhalten: das vergangene Jahr oder die Zeit vor zehn Jahren erscheinen uns so lebendig wie der gestrige Tag, und alles zusammen wird zu einem Teil von heute. Und wenn wir in unseren Eintragungen zurückblättern, sind wir oft überrascht, wie reich an Ereignissen unser Leben im Vergleich zu den nur vagen Erinnerungen daran gewesen ist.

Unser Buch hat jedem einzelnen Familienglied geholfen, zu den Dingen, die sich in seiner Umgebung abspielen, den richtigen Maßstab zu finden. Als sich Kord über seinen kleinen Bruder Jay entrüstete, weil er unartikulierte Laute ausstieß, entdeckte er im Familienbuch, daß er noch wenige Jahre vorher genau das gleiche getan hatte. Wenn Jay jetzt etwas tut, um ihn zu ärgern, kann Kord ihm einfach erklären: „Das ist bloß ein Entwicklungsstadium, durch das du durch mußt."

Meine Frau und ich können jetzt auch über frühere Fehler lachen und, wenn wir vor neuen Problemen stehen, uns ein Ereignis der Vergangenheit als Lehre dienen lassen, dessen Sinn wir seinerzeit vielleicht gar nicht ganz begriffen hatten. Wie oft hat uns das Buch über Zeiten der Niedergeschlagenheit hinweggeholfen, wenn es uns daran erinnerte, daß unsere Befürchtungen bei ähnlichen Gelegenheiten grundlos gewesen waren oder daß es sich bei anscheinend unüberbrückbaren Gegensätzen im Grunde nur um Lappalien gehandelt hatte.

Für die meisten Menschen sind die ersten zehn Jahre ihres Lebens in den Nebel des Halbvergessenen getaucht, der nur gelegentlich durch Erinnerungsblitze erleuchtet wird. In unserer Kindheit erscheinen uns unsere Eltern nicht als wirkliche, dreidimensionale menschliche Wesen. So sehen wir sie erst, wenn wir heranreifen, wenn wir uns eifrig bemühen, von ihnen unabhängig zu werden. Deshalb haben wir Eltern dem Album zum Beispiel Fotografien aus unserer eigenen Kinderzeit hinzugefügt, und ebenso Briefe unserer Mütter mit Erinnerungen an unsere Kindheit. „Ich weiß wirklich nicht, ob ihr beiden mir als Kinder gefallen hättet", sagte Kord unlängst, als er ein paar von diesen Briefen gelesen hatte. Es stimmt, weder meine Frau noch ich sind Musterkinder gewesen, aber wir glauben nicht, daß unser Sohn deshalb weniger Achtung vor uns hat, weil wir ihn das wissen ließen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß die Kinder *sich selbst* leichter verstehen werden, weil das Buch ihnen die Möglichkeit gibt, an *unserer* Kindheit teilzuhaben.

8 mal 4

Wer ein Bad zu schätzen weiß –

der kennt die belebende, erquickende Wirkung, die um so nachhaltiger wird, wenn man sich mit der desodorierenden „8 mal 4"-Seife wäscht. Diese wohlduftende Seife beseitigt jeden lästigen Körpergeruch und gibt langanhaltende Frische. Darum kann man sich überall – im geheizten Arbeitsraum, Kino, Theater, kurz: wenn man unter Menschen ist, „8 mal 4 - sicher" bewegen.

... beseitigt unangenehmen Körpergeruch!

AG 30

Das Buch hält uns auf wunderbare Weise vor Augen — was Erwachsene allzu leicht vergessen —, daß jede Epoche, jede Stunde des Lebens ihren eigenen, unmittelbaren Wert besitzt. „Warte, bis du älter bist", pflegt man seinen Kindern zu sagen, als ob das Leben nicht begonnen hätte, bevor man achtzehn, einundzwanzig oder vierzig Jahre alt ist. In Wirklichkeit leben Kinder aber nicht, wie Jay es einmal formuliert hat, bloß „auf Probe". Sie fühlen sich dadurch, daß sie mit den Erwachsenen Erfahrungen austauschen und mit ihnen gemeinsam das Buch zusammenstellen, verstanden und anerkannt. Wenn sich auf diese Weise zwei Generationen auf einer Ebene begegnen, haben beide Gewinn davon.

Es ist ganz leicht, so ein Buch anzulegen, und es macht Spaß, es zu führen. Am einfachsten ist es, in einer dicken Sammelmappe oder einem großen Hefter Erinnerungsstücke, die sich bereits angesammelt haben, einzuordnen und dann immer, wenn man Lust dazu hat, neue Eintragungen zu machen. Man sollte es aber nicht als Fleißaufgabe betrachten. Es sind die spontanen Beiträge, die es zu einer lebendigen Familiengeschichte werden lassen. Die Kinder werden alle möglichen belanglosen Dinge hineintun wollen — laßt sie gewähren. Vieles davon läßt die Vergangenheit lebendiger wiedererstehen als mancher vernünftige Beitrag.

Meine Frau findet außerdem, daß das Buch Platz spart. Briefe, Fotografien und Notizen liegen nicht mehr in Schubladen und Schrankfächern herum, sondern sind säuberlich und chronologisch zusammengeheftet. Die Gewohnheit, auf diese Weise die Familienereignisse festzuhalten, hat außerdem noch einen praktischen Wert. Im vergangenen Sommer zum Beispiel trat Jay in den Ferien auf einen rostigen Nagel. Wann hatten die Kinder ihre letzte Starrkrampfimpfung bekommen? Die beruhigende Antwort unseres Buches ersparte uns die Unannehmlichkeiten einer erneuten Impfung.

„Das ist was fürs Familienbuch" ist eine stehende Redewendung bei uns. Jeder ist ständig auf der Jagd nach neuen Entdeckungen in unserer Umgebung. Und alles wird festgehalten — auch Redensarten und Aussprüche, die für unsere Familie typisch sind und die zweifellos verlorengegangen wären, hätten wir sie nicht niedergeschrieben.

Auch ein großer Teil unserer Zeitgeschichte findet seinen Weg in unsere Mappe — Geschichte, wie sie eben im Alltagsleben einer Familie ihren Niederschlag findet.

Zum Besten, was das Familienbuch unsern Kindern gegeben hat, gehört die Stärkung ihres Vertrauens. Dadurch, daß es sie eng mit der Vergangenheit verbindet, gibt es ihnen auch Vertrauen in die Zukunft. Das Bewußtsein, einer lebendigen Familiengemeinschaft anzugehören, die sich so lange bewährt und gehalten hat, gibt ihnen ein Gefühl der Sicher-

DAS
›MUNDSCHAUMBAD‹
MIT DER 4711-FRISCHE
No 4711
FRISCODENT
Zahn-Creme
1.-

heit. Wenn auch manche der Großeltern und Urgroßeltern, von denen wir in unseren Geschichten erzählen, lange vor Kords und Jays Geburt gestorben sind — aus unseren Aufzeichnungen erstehen sie immer wieder als lebendige Persönlichkeiten, die unsere Kinder in ihrem Selbstvertrauen bestärken.

Das Leben heute ist anders als in vergangenen Zeiten, als die Kinder noch ganz in der Welt der Familie, mit Großeltern, Onkeln und Tanten, aufwuchsen, in einer Welt, die sich auf sich selbst beschränkte und in der die Kinder sich leicht an den großen Erfahrungen des Lebens — Arbeit, Heirat, Geburt und Tod — orientieren konnten. Heutzutage sind die Familien aber oft von ihrer nächsten Verwandtschaft abgeschnitten.

Was wird für unsere Kinder einmal das Symbol des Zuhause sein, wenn sie später zurückdenken? Gewiß nicht die Mietswohnung oder die sich rasch verwandelnde Wohngegend, in der sie herangewachsen sind. Wenn sie „heimkommen", werden sie nicht zu einem alten Familienbesitz heimkehren, sondern zu unserem Familienbuch und den Erinnerungen, die es lebendig hält. Ja, wenn unser Haus jemals brennen sollte, es wäre nicht schwer zu erraten, was wir alle zuerst in Sicherheit bringen würden: das Familienbuch.

Es sagte . . .

. . . der Herr des Hauses liebenswürdig zu seiner jammernden Frau: „Du hast für heute abend nichts anzuziehen? Ooh! Wie schade! Dann müssen wir ja zu Haus bleiben."

. . . ein Backfisch zum Arzt, der ihr Herz abhorcht: „Klingt es gebrochen?"

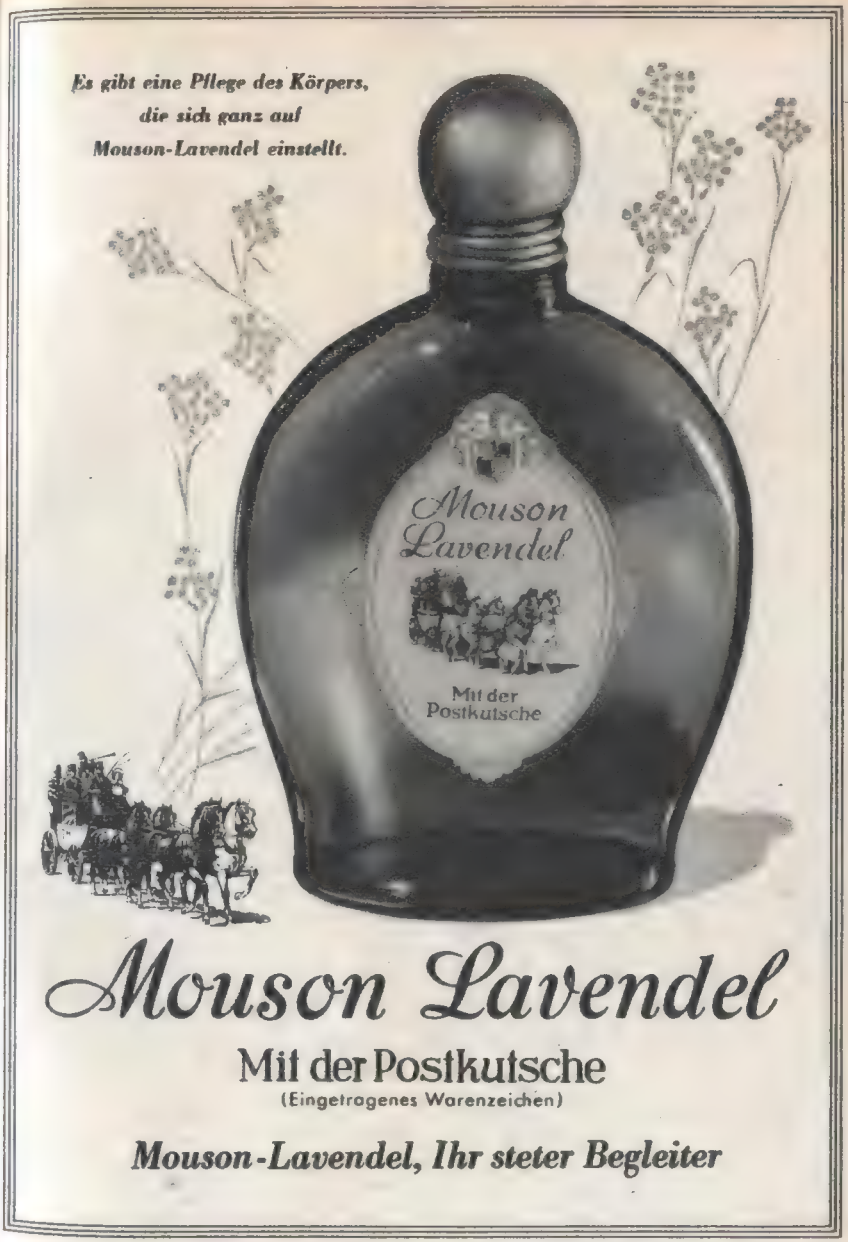
. . . die junge Schöne zu ihrem Begleiter: „Es war ein wundervoller Abend. Bitte verdirb ihn nicht mit der Frage, wann wir uns wiedersehen."

. . . die Braut nach der glanzvollen kirchlichen Trauung zum Bräutigam: „Oje! War das ein Trubel! Das nächstemal mache ich bestimmt nur eine Feier im kleinsten Kreis."

. . . eine Dame während eines Vortrags im Frauenverein zu ihrer Freundin: „Woher nimmt sie das Recht, über die Ehe zu sprechen? Sie hat ja in ihrem ganzen Leben nur einen einzigen Mann gehabt."

. . . ein mißvergnügter Gast zum Kellner: „Sie wollen derselbe Kellner sein, der meine Bestellung angenommen hat? Ich hatte einen viel älteren Mann erwartet."

. . . der Chef zu seinem Angestellten: „Ich möchte Sie gern zu Ihrer Leistung beglückwünschen. Wann geben Sie mir Gelegenheit dazu?"



MOUSON-Erzeugnisse sind auch in Österreich, der Schweiz, den Beneluxstaaten, Skandinavien und vielen anderen Ländern der Welt in Originalqualität zu haben.

Ein Mensch, den man nicht vergisst

Von Jack Cusick

Meine erste Unterhaltung mit Mrs. Bell fand an einem Sommermorgen in aller Frühe statt. Ich saß auf dem Bordstein und weinte, wie nur ein todunglücklicher achtjähriger Junge weinen kann, als sie auf einem ihrer Gänge vorbeikam.

In dem Fabrikviertel am Südrand Chikagos, wo ich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts aufwuchs, war Mrs. Bells kleine Gestalt wohlbekannt. Sie trug ein schwarzes Hütchen auf ihrem silberglänzenden Haar und ein kurzes schwarzes Cape über ihrem adretten schwarzen Kleid. Und doch waren es ihre Augen, die sie unvergeßlich machten: sie waren strahlend blau, und aus ihnen leuchtete das warmherzige Verständnis eines Menschen, der siebzig oder mehr Jahre das Leben gesehen hat. Aber sie sah es nicht so, wie es vielleicht hätte sein sollen, sondern so, wie es wirklich war.

Zwischen Schluchzern beantwortete ich ihre Fragen. Am Abend zuvor hatte mir ein Junge ein alte Fahrrad geschenkt. Die Schutz bleche fehlten, die Reifen waren mi Isolierband geflickt, und von de Farbe war auch nicht mehr viel zu sehen. Aber mir kam das Fahrrad herrlich vor, und ich konnte es kaum erwarten, darauf zu fahren. Gleich in der Frühe war ich die Treppe hinuntergerannt, wo ich es unter de Veranda versteckt hatte. Es wa weg — gestohlen!

„Hast du eine Ahnung, wer es ge nommen haben könnte?" fragt Mrs. Bell. Ich erzählte ihr, daß ein Junge namens Paul versucht hatte es mir wegzunehmen. „Ich glaube nicht, daß ich Paul kenne", meinte sie, „aber komm, wir wollen ihn be suchen."

Ich führte sie, vorbei an den Fa briken und den rußigen Arbeiter häuschen, aus denen unser Teil vo Chikago bestand, zu dem verwitter ten kleinen Haus, in dem Paul wohn te. Der überdachte Eingang wa

GOLD PFEIL
Die Weltmarke für Lederwaren

windschief, und die Farbe blätterte überall ab, aber es hatte jene unantastbare Würde, die blankgeputzte Fenster und frische weiße Vorhänge verleihen können. In der Mitte des Hofs war ein Teppich aus Beeten mit kleinen Blumen, und am Zaun entlang standen Gladiolen.

„Ich bin froh, daß wir den Hof gesehen haben", sagte Mrs. Bell, fast zu sich selbst. „Nun wissen wir, daß hier gute Menschen wohnen. Böse Menschen können nicht solche Blumen ziehen."

Die Kellertür stand halb offen. Drinnen, an einem Pfosten, stand mein Fahrrad. Ich stürzte sofort die Stufen hinunter.

„Warte", sagte Mrs. Bell. Ich schaute hoch und sah Pauls Mutter auf der Veranda. Paul stand hinter ihr.

„Wir haben Ihre Blumen bewundert", bemerkte Mrs. Bell freundlich.

Die Frau lächelte erfreut. „Pflükken Sie sich doch welche, wenn Sie mögen — wir haben immer so viele."

„Nicht jetzt, danke schön. Wir wollten nur das Fahrrad holen. Paul hat es sich geliehen und wahrscheinlich vergessen, es zurückzubringen."

Paul schaute sehr unglücklich drein.

„Warum hast du es nicht zurückgegeben?" fragte seine Mutter. „Du weißt doch, was sich gehört."

„Ich hab's wohl vergessen", antwortete Paul und sah dabei auf seine Schuhe. „Es ist im Keller. Ich hole es."

Als er zurückkam, sagte Mrs. Bell: „Du solltest ein eigenes Fahrrad haben, Paul."

„Es ist so schwer für uns, etwas außer der Reihe anzuschaffen", erklärte die Mutter. „Bei uns bleibt eben nie was übrig."

Mrs. Bell nickte verständnisvoll. „Vielleicht kannst du dir selbst etwas verdienen, Paul", sagte sie. „Ich habe ein kleines Geschäft — ich mache Meerrettichsauce und verkaufe sie. Wenn du mir helfen willst, kann ich vielleicht heute nachmittag ein gebrauchtes Fahrrad für dich bekommen. Du kannst es dann nach und nach bei mir abbezahlen. Du würdest viel mehr Freude haben an einem Fahrrad, das du dir selbst verdient hast. Was meinst du?"

Paul sagte nichts. Er konnte nicht. Aber man kann sich denken, wie gerne er Mrs. Bell helfen wollte.

Als wir nach Hause gingen, das Fahrrad zwischen uns, meinte Mrs. Bell: „Paul hat nicht wirklich gestohlen, mein Junge. Das darfst du nicht denken. Jedenfalls wollte er nicht stehlen. Er wollte nur genau so gern wie du ein Fahrrad haben — und er hat es ganz falsch angefangen."

Mrs. Bell war als jungverheiratete Frau in unser Viertel gezogen. Jetzt war sie Witwe und lebte von ihrem kleinen Einkommen und dem, was ihr „Geschäft" einbrachte. Mit ihrem Körbchen unter dem Arm (es hatte keinen Henkel) besuchte sie täglich etwa vier Familien. Wenn sie kam, ließ die Hausfrau alles stehen und liegen, machte eine Tasse Tee

...DARAUF EINEN Dujardin

und setzte sich zu einem Plauderstündchen nieder. Mrs. Bell erwähnte den Meerrettich niemals. Wenn eine Hausfrau sie bat, ihr eine Flasche zu verkaufen, war sie bereit. Aber man mußte sie dazu auffordern. Durch ihr „Geschäft" hatte Mrs. Bell Zutritt zu den Wohnungen der Leute, durch ihre Hilfsbereitschaft aber Zutritt zu den Herzen.

Eine von Mrs. Bells Kundinnen war Mrs. Carmody. Jedesmal, wenn Mrs. Bell zu Besuch kam, entschuldigte sich Mrs. Carmody wegen ihres Lehnstuhls im Wohnzimmer, dem einzigen, den sie für Gäste hatte. Nach fünfundzwanzig Jahren war das Polster durchgesessen, und der verschossene Bezug ließ sein einstiges kräftiges Burgunderrot nur noch ahnen.

Eines Tages im Winter, als es der Familie gerade sehr schlecht ging, kam Mrs. Bell zu Besuch. Es war kurz vor Weihnachten, doch die Carmodys gaben sich alle Mühe, nicht an das bevorstehende Fest zu denken. Mrs. Bell aber hatte, wie sie sagte, für Mrs. Carmody eine gute Nachricht: sie habe zufällig eine Frau getroffen, die für antike Stühle einen ansehnlichen Preis bezahle. Ed, der Fuhrunternehmer, werde am Nachmittag den Lehnstuhl abholen, und Mrs. Bell wolle anderntags das Geld — 20 Dollar, vielleicht sogar 25 — vorbeibringen. Ed holte den Stuhl ab, Mrs. Bell brachte das Geld, Weihnachten kam — und alles war gut. Aber der Stuhl stand noch nach Jahren in Eds Schuppen.

Mrs. Bell hatte eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit. Von Zeit zu Zeit sah ich sie mit kleinen Mädchen Murmeln spielen, oder sie setzte sich ins Gras und machte mit uns Jungen Messerspiele. Doch wenn sie mit Erwachsenen sprach, war sie eine von ihnen. Sie stellte sich immer völlig auf ihre Umgebung ein. Als der Weichenwärter Fred Cory, der fünf Kinder hatte, seine Stellung verlor, ging Mrs. Bell zu ihm und unterhielt sich mit ihm. Während eines dichten Nebels habe er das Signal eines anderen Weichenwärters nicht sehen können, sagte er, und so war es zu einem Unfall gekommen — ein Güterwagen war zertrümmert worden. Er hatte es zu erklären versucht, aber sein Vorgesetzter wollte nichts hören.

Am andern Tag sprach Mrs. Bell beim Präsidenten der Eisenbahngesellschaft vor. Wenige Tage später war Fred Cory wieder eingestellt. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. „Der Präsident persönlich", sagte er zu Mrs. Bell. „Wie kamen Sie nur auf den Gedanken, zu ihm zu gehen?"

„Ach", antwortete sie, „Sie erzählten mir doch, daß Ihr Chef so unvernünftig war, und ich war überzeugt, daß der Präsident einsichtiger sein würde. Wissen Sie, ich bin nun über siebzig, und ich weiß, daß ein unvernünftiger Mann selten irgendwo Präsident wird." Ein belustigtes kleines Lächeln huschte über ihr Gesicht: „Er überbot sich vor Höflichkeit."

Ein Blick klärt zwei Fragen
Lohnt das Motiv? Wird die Aufnahme scharf?
Der eingebaute, ungekuppelte Agfa Meßsucher
ermöglicht erfolgssicheres Photographieren. Er dient
dem Photofreund in zwei weltverbreiteten Cameras
AGFA ISOLETTE III 6x6 cm
AGFA RECORD III 6x9 cm
Agfa

Eines Tages tauchte in der Nachbarschaft ein Gelegenheitsarbeiter auf, den wir nur als Bill kannten. Er half einem Hausmeister und verdiente sich damit einen Schlafplatz im Keller. Das bare Geld, das er für Fensterputzen und Holzhacken bekam, vertrank er. Obwohl Bill wenig sprach — vor allem über sich selbst — wurden er und Mrs. Bell Freunde.

Als ein kleines Mädchen namens Mary krank geworden war, fragte Bill Mrs. Bell regelmäßig, wie es dem Kind gehe und was der Arzt gesagt habe. Als er erfuhr, daß die Diagnose auf Lungenentzündung laute, schüttelte er mißbilligend den Kopf, denn zwei Wochen waren ohne Krise vergangen.

Eines Tages meinte Mrs. Bell: „Warum gehen Sie nicht einmal hin und schauen nach ihr, Bill? Sie haben Mary doch gern, vielleicht können Sie ihr helfen." Die alte Dame nahm einen Dollar aus ihrer Geldbörse: „Gehen Sie erst zum Friseur und lassen Sie sich ein wenig herrichten. Ich werde bei mir zu Hause auf Sie warten."

Am Bettrand hob Bill, nüchtern und sauber rasiert, behutsam die Augenlider des fiebernden Kindes, untersuchte jedes Auge aufmerksam und legte seine schwielige Hand auf die Stirn der Kranken. Er horchte Brust und Rücken ab.

Dabei stellte er nur eine Frage: „Tut es im Nacken hinten weh, Mary?" Das Kind nickte.

Mrs. Bell und Marys Mutter folgten ihm aus dem Zimmer. „Das ist keine Lungenentzündung", sagte e „Es sieht aus wie Hirnhautentzü dung. Ich gebe Ihnen die Adres eines Spezialisten. Holen Sie ih schnell."

Der Spezialist bestätigte Bills Di gnose, man brachte Mary ins Kra kenhaus, und sie wurde wieder gesun

Bill blieb nur noch ein paar Wo chen in der Gegend. Als er weggin hatte er einen neuen Anzug an un trug einen ansehnlichen Koffer. Jemand fragte Mrs. Bell, woran s erkannt habe, daß Bill Arzt sei.

„Von allem, was ich ihm je erzäh habe, war Marys Krankheit das ei zige, was ihn wirklich interessiert ha Er stellte Fragen, wie sie nur e Arzt stellt. Später erzählte er mi daß er in seiner Praxis einen Fehle gemacht habe, der einen Patienten fast das Leben gekostet hätte. Dara wurde er der Mann, den wir kannten Ich glaube, der Arzt und ich habe ihn überzeugt, daß ein Mann wege eines Irrtums nicht einfach seine Beruf aufgeben darf. Und irgendw hat er seinen Fehler ja auch wied gutgemacht. Er ist jetzt zu seine Arbeit und zu seinen Leuten zurück gekehrt."

Mrs. Bells größte Stärke la glaube ich, in ihrem grenzenlose Glauben an Gott und an sich selbs Das zeigte sich am deutlichsten da mals, als sie im letzten Augenblic eine Tragödie verhütete, in die sic Joe zu verwickeln drohte:

Joe war ein Mann von ungefäh vierzig Jahren, groß und grob schlächtig, aber von Gemüt ei

Luxus der Hautpflege im Bereich jeder Frau

KALODERMA aktivcreme SPEZIAL NÄHRCREME fettreich

KALODERMA gesichts wasser

KALODERMA reinigungs CREME spezial

velvetcreme SPEZIAL-TAGESCREME

KALODERMA

junocreme Eine mittelfette Schönheitscreme mit universellem Charakter. Sowohl als Nahrcreme für den Nachtgebrauch wie als mattierende und hautschützende Tagescreme von hervorragender Wirkung. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

aktivcreme Fettreiche Spezial-Nährcreme. Wird von der Haut in kurzer Zeit restlos absorbiert, verhindert und beseitigt Faltenbildung, kräftigt das Hautgewebe und erhält die Haut jugendfrisch und elastisch. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

velvetcreme Hautglättende und mattierende Spezial-Tagescreme. Egalisiert den Teint, verleiht der Haut einen bleibenden, samtartig matten Schimmer und schützt sie gegen Witterungseinflüsse. Ideale Puderunterlage. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

reinigungscreme Spezial-Reinigungscreme von intensiv tiefdringender Wirkung, die sich bis in die feinsten Porenkanälchen erstreckt und sie von allen die Hautatmung behindernden Verunreinigungen befreit. *Topf DM 2,50*

gesichtswasser Porenreinigendes Haut-Tonikum von ausgesprochen erfrischender und belebender Wirkung. Verhindert Bildung großporiger Haut und stimuliert Blutzirkulation und Aktivität der Hautzellen. *Flasche DM 2,20 Doppelfl. DM 3,60*

W 03448

Kind. Jedermann in der Nachbarschaft kannte ihn. Er war liebenswürdig und harmlos und freute sich immer, wenn ihn jemand um eine Gefälligkeit bat. Oft trug er Mrs. Bells Korb bei ihren Besorgungen.

Ab und zu wollte Joe mit den Jungen Ball spielen. Er verstand zwar das Spiel nicht, aber manchmal ließen sie ihn trotzdem mitspielen. Eines Tages schrie ihn ein Junge an, der eigentlich hätte wissen müssen, was er damit anrichtete: „Du kannst nicht mit uns spielen — du bist ja verrückt."

Bevor wir anderen überhaupt begriffen, was der Junge gesagt hatte, hatte Joe drei von uns niedergeworfen. Wir waren zu erschrocken, um davonzurennen, und sahen, wie Joe das Schlagholz aufhob und dann langsam rückwärts ging, bis er an der Mauer des Feuerwehrhauses stand. Bald hatten sich Menschen angesammelt. Niemand sagte etwas, niemand wußte, was tun. Jeder Versuch, den wütenden, schwachsinnigen Mann zu entwaffnen, erschien selbstmörderisch. Polizisten kamen, und einer von ihnen zog seine Pistole. „Wirf das Schlagholz weg, Joe, und komm her", rief er. Joe bewegte sich nicht. Das kleine Drama schien ein schlimmes Ende nehmen zu wollen.

Da trat Mrs. Bell aus der Menge. In ihrer Haltung lag nichts, was den Eindruck erweckte, als täte sie etwas Mutiges oder gar Ungewöhnliches. Mit ihrem kleinen Korb, den sie vor sich hertrug, ging sie direkt auf Joe zu und sah ihm unverwandt in die Augen. Es war nur ein kurzer Weg, aber uns, die wir dastanden und zuschauten, erschien die Entfernung groß. Als sie vor dem verwirrten Mann stand, sah sie ihm ins Gesicht und sagte einfach: „Willst du mir meinen Korb tragen, Joe?"

Joe ließ lächelnd das Schlagholz fallen, nahm den Korb, und beide gingen zusammen davon.

Wenn sich später jemand Mrs. Bell gegenüber verwundert über diese Episode äußerte, sagte sie: „Gott wollte nicht, daß Joe jemand etwas zufügt — das wußte ich."

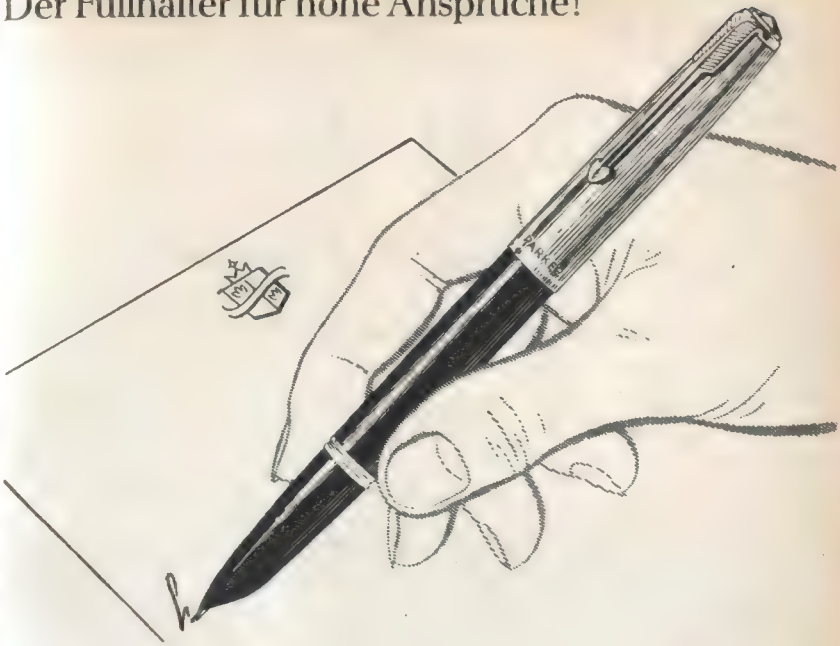
Mrs. Bell wurde einundachtzig. Ich besuchte sie eines Tages an ihrem letzten Krankenlager. Sie trug eine weiße, wattierte Bettjacke mit rosa Blumen, und ein winziges Spitzenhäubchen saß auf dem Scheitel ihres silbrigen Haares. Ich sagte: „Sie sehen gut aus für eine Kranke. Sie müssen einen guten Arzt haben."

„Ich habe einen", sagte sie. „Aber es ist nicht allein der Arzt. Es sind all die guten Menschen, die mich besuchen, ihre Güte hilft mir. Es gibt wohl keinen Augenblick im Leben, in dem der Mensch nicht ein wenig Aufmunterung gebrauchen könnte."

Dann lächelte Mrs. Bell und sagte: „Ich erinnere mich an einen Morgen vor vielen Jahren, an dem du dringend eine Aufmunterung nötig hattest. Jemand hatte dein Fahrrad gestohlen. Erinnerst du dich?"

Ich erinnerte mich. Und tue es noch heute.

Der Füllhalter für hohe Ansprüche!



Ihr Schriftbild verrät nicht nur Ihre persönlichen Eigenschaften, sondern auch, womit Sie schreiben. Ein klarer, sauberer Schriftzug ist die beste Visitenkarte für einen guten, zuverlässigen Füllfederhalter.

Einen Parker „51" zu besitzen, heißt fortschrittlich sein; denn dieser Halter ist in Form und technischer Ausführung seiner Zeit weit voraus. Einer der bemerkenswerten Vorzüge des Parker „51" ist das aerometrische Tinten-Fließsystem, wodurch er auch beim leichtesten Ansetzen unverzüglich schreibt.

Der neue

Parker

"51"

Preis: Mit 14 kt Walzgold-Kappe DM 85,-, Garnitur DM 130,-

The Parker Pen Company

London, England Janesville, Wis, USA Toronto, Canada

KLAR ZUM EINSATZ!

Tag und Nacht sind die US-Atombomber-Besatzungen in Alarmbereitschaft

Von Francis V. Drake

DER ERSTE UND EINZIGE

bisher veröffentlichte Bericht vom Langstrecken-Zielflug eines Atombomben-Fernkampfflugzeugs B 47 unter völlig kriegsmäßigen Bedingungen

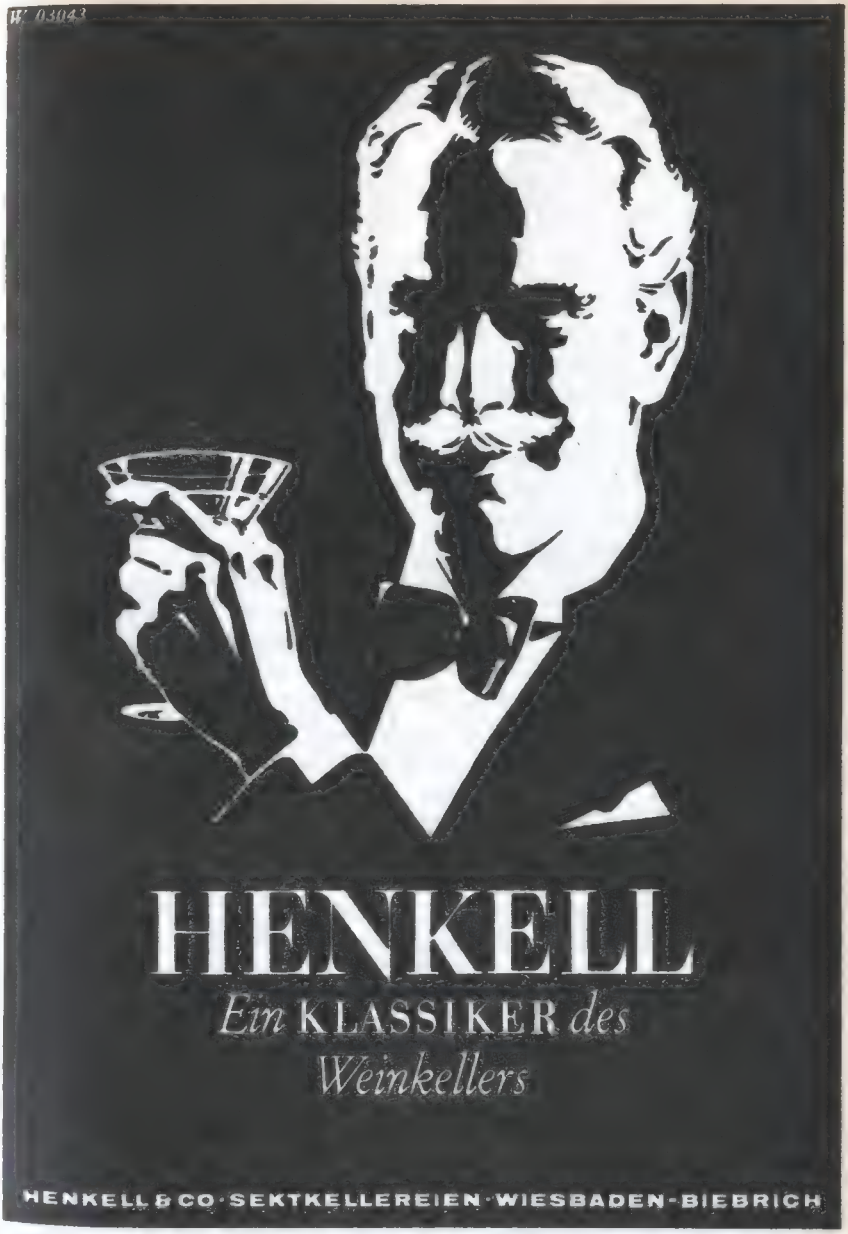
Das Verkehrsflugzeug, das gerade bei Sonnenuntergang auf einen Fernbomber-Stützpunkt im amerikanischen Mittelwesten zuhielt, befand sich offensichtlich in Schwierigkeiten. Der eine Motor war ausgefallen, der andere zog eine Rauchfahne hinter sich her. Das Fahrwerk war draußen. Militärflughäfen sind im allgemeinen für Zivilmaschinen verboten, doch dieser Pilot erhielt auf seine dringende Bitte vom Flugleitungsturm die Erlaubnis zur Notlandung.

Unten auf dem Platz hielt man den Atem an — bis die havarierte Maschine glücklich aufsetzte und auf einer der riesigen Bomberlandebahnen ausrollte. Der übliche Lotsen-Jeep erschien: das Passagierflugzeug rumpelte schwerfällig hinter ihm her zu den Hallen. Die Kabinentür öffnete sich.

Dann kam etwas völlig Unerwartetes.

Aus dem Flugzeug schwärmten zwei Dutzend Männer aus, alle einheitlich in dunkelbraunen Fliegerkombinationen, alle mit Maschinenpistolen bewaffnet. Die mit Feuerlöschern klarstehenden Rettungsmannschaften des Stützpunkts starrten ungläubig in die MP-Mündungen. Während sie die Hände hochnahmen, arbeitete es in ihren Köpfen fieberhaft: wie kann man Großalarm geben? *So könnte es losgehen! So* könnte der dritte Weltkrieg anfangen . . .

Draußen auf dem Rollfeld standen die geheimgehaltenen Atombomber aufgereiht, zu gewaltig, um in den Hallen Platz zu finden. In wenigen Minuten hätte feindliche Sabotage die Waffe zerschlagen können, auf


W 03043
HENKELL
Ein KLASSIKER des
Weinkellers
HENKELL & CO · SEKTKELLEREIEN · WIESBADEN-BIEBRICH

der die Sicherheit Amerikas beruht— die einzige Waffe, die den Angreifer zu erreichen und zu vernichten vermag.

Dann kam die zweite Überraschung.

Links und rechts hinter der fremden Maschine hervor stürmten zwei Züge des Flugplatz-Wachkommandos, die einige umsichtige Leute noch vor der Landung des Flugzeugs alarmiert hatten. Ihre Waffen richteten sich von zwei Seiten auf die braunen Fliegerkombinationen. Eine scharfe Stimme befahl: „MPs wegwerfen!" Maschinenpistolen schepperten auf den Beton. Alarmsirenen gellten über den Flughafen — Männer rannten auf ihre Alarmstationen, Wachen zogen neben den Fernbombern auf.

Schwerbewaffnete Postenketten riegelten den gesamten Stützpunkt ab. Passanten wurde brüsk befohlen, sich platt auf die Erde zu legen und liegenzubleiben. Air-Force-Personal besetzte sämtliche Eingänge zum Stabsgebäude. Stabsoffiziere zogen ihre Pistolen, die sie ständig tragen. Jeder wußte, was er zu tun hatte. In wenigen Minuten war das Flughafengelände für jeden Fremden die gefährlichste Gegend in ganz Amerika.

Dieser „Handstreich" war in Wirklichkeit ein rigoroser und nicht ungefährlicher Test, den das Strategic Air Command (SAC) ohne vorherige Ankündigung durchführte. Es sollte damit erprobt werden, wie der Stützpunkt solche Sabotageaktionen, die einem Atombombenangriff vorausgehen könnten, abwehrt. Der fingierte Überfall scheiterte — doch wäre das Personal weniger wachsam gewesen, dann hätte sich innerhalb einer Stunde ein Donnerwetter über den Flugplatz entladen, gegen das ein Taifun ein Mailüftchen gewesen wäre. Fliegergeneral Curtis Le May, der gefürchtete SAC-Chef, läßt keinerlei „mildernde Umstände" gelten. „Da die Sicherheit der freien Welt auf dem Spiel steht", ist seine Ansicht, „können wir uns den Luxus nicht leisten, uns irgendwann oder irgendwo überrumpeln zu lassen."

Und die freie Welt hat allen Grund, den hervorragend ausgebildeten Atombomberbesatzungen Bewunderung zu zollen. Von keinem Soldaten ist in Friedenszeiten je soviel verlangt worden, körperlich wie geistig. Das Leben, das diese Männer führen, ist in der Militärgeschichte ein Novum. Sie leben mitten im Frieden, unter friedlichen Menschen, und stehen doch immer mit einem Bein im Krieg. Sie halten Wache — 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr, jederzeit bereit, einem Funkbefehl des Weißen Hauses zu gehorchen und zu Vergeltungsangriffen gegen einen Feind zu starten, ehe dieser Feind Amerika zerstören kann.

Das Durchschnittsalter der Besatzungen ist neunundzwanzig Jahre, aber ihre Augen sind nicht mehr die junger Männer. Vorzeitiges Grauwerden und nervöse Erschöpfung sind nichts Ungewöhnliches bei ihnen: eine Folge der langen, nerven-

WORAN ERKENNT MAN EINEN WERTVOLLEN STRUMPF?

1. Am feinen, klaren und doch so dichten Maschenbild — gleichmäßig von der Spitze bis zum Doppelrand

2. An der klassischen schmalen, schnurgeraden und dennoch elastischen Naht

3. An der Doppelverstärkung von Hochferse, Ferse, Sohle und Spitze

4. Am matten, edlen Schimmer bei völliger Reinheit und Klarheit der Farbtönung

5. an der Marke HUDSON — dem Zeichen erlesener Qualität

★ „Die neue Linie schöner Beine" — eine Broschüre für jede gepflegte Frau — erhalten Sie kostenlos durch

HUDSON-STRUMPFFABRIK GMBH
STUTTGART-VAIHINGEN L3

aufreibenden Flüge 12 000 Meter über der Erde, überschattet von dem Bewußtsein, daß ihnen die furchtbarste Vernichtungswaffe der Welt anvertraut ist. Sir Winston Churchill hat diese Waffe als das einzige bezeichnet, was den Ausbruch des dritten Weltkriegs bislang verhindert hat.

Jede Atombomberbesatzung besteht aus sorgfältig ausgesuchten Leuten. Jede hat ihr besonderes Flugzeug, ihre besonderen Ziele für den Ernstfall und ihren tausendmal durchexerzierten Flugplan zur Erreichung feindlichen Gebiets. Es gibt keine Reservebesatzungen für die Atombomber. Die Männer müssen stets in Hochform bleiben und sie durch ständige Übungsflüge nach allen Ecken und Enden der Welt beweisen – nach dem Fernen Osten, Afrika und Europa, zum Nordpol, zum Äquator. Dazu vergeht kaum eine Nacht, in der nicht Fernbomberbesatzungen weit auf See hinausfliegen und dann zurückkommen, um irgendeine amerikanische Stadt „auszuradieren", die das SAC wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem echten kriegswichtigen Ziel dafür aussucht. Während andere schlafen, brausen sie über nächtliche Dörfer und Städte hin, doch viel zu hoch, um gesehen oder gehört zu werden. Die Einsätze werden unter den härtesten Ernstfallbedingungen geflogen, bei denen nur zweierlei fehlt: es wird nicht geschossen, und die Bombenschächte enthalten nur Manöverbomben.

Dieser Sonderbeitrag kann zum erstenmal einen ausführlichen Bericht über einen solcher typischen, unter kriegsmäßigen Bedingungen durchgeführten Ferneinsätze geben, wie sie der neue Langstreckenbomber des SAC fliegt, die B 47. Mit ihren Pfeilflügeln und ihren 50 000 PS ist sie der schnellste Düsenbomber der Welt, der den nordamerikanischen Kontinent in drei Stunden und 46 Minuten überquert hat. Das SAC verfügt auch noch über andere Bomber: die Propellerflugzeuge B 29 und B 50, dazu die B 36 mit Propeller- und Düsenantrieb, den „interkontinentalen" Riesenbomber, der fünfzehn Mann Besatzung hat. Doch die B 47 ist der Typ der Zukunft, ist derjenige, auf den man die stärksten Hoffnungen als „Kriegsverhinderer" setzt, aber auch der, der die härtesten Anforderungen an die Besatzungen stellt. Er ist so groß wie das größte Verkehrsflugzeug, ist aber so vollgestopft mit Kraftstoff und Elektronengeräten, daß nur noch drei Mann in ihm Platz haben, die sich in ihren Sitzen weder ausstrecken noch sich die Beine vertreten können und die das gleiche leisten müssen wie die fünfzehn Mann in den noch größeren Bombern.

Es ist 12 Uhr mittags. Ort der Handlung: ein hellerleuchteter, mit Karten tapezierter Bunkerraum, in dem mit der gespannten Aufmerksamkeit von Zirkusbesuchern, die einer Hochseilnummer zuschauen, eine Atombomberbesatzung dem

Lieber
leichter,
lieber
Mercedes

Batschari
MERCEDES
Rein Orient

10 Pf

Rein Orient · Batschari Tradition

Einsatzleiter zuhört, der den Kampfauftrag erläutert. Es ist eine Spitzen-, eine Elitebesatzung, das Produkt jahrelanger Spezialausbildung. Bei Kriegsausbruch würde sie den ersten Gegenschlag führen.

Der Kampfauftrag ist derart realistisch gehalten, daß ein unheimliches Gefühl drohenden Unheils den zuhörenden Laien überkommt. Keine Stadt wird ausradiert, keine Einwohnerschaft ausgetilgt, doch die gleichmäßige Stimme des Offiziers, der routinemäßig die Einzelheiten des Zerstörungswerks durchspricht, erweckt die beklemmende Vorstellung, es wäre Wirklichkeit. Und es *könnte* Wirklichkeit werden. Zum erstenmal ermißt der Zuhörer die Schwere der Verantwortung, die diese Männer zu tragen haben.

Auf dem hohen Kartenständer steht eine auf zweieinhalb Meter im Quadrat vergrößerte Fotografie des Zieles — einer mittelgroßen Stadt, fast ganz von hohen Hügeln eingeschlossen. „Beachten Sie die Ähnlichkeit mit X, Ihrem Ziel im Ernstfall", sagt der Einsatzleiter. Sein Zeigestock deutet auf einen Komplex häßlicher, rechteckiger Dächer. „Hier sind die Flugzeugwerke ... Hier ist Ihr Zielpunkt. Und sehen Sie hier — so sieht das im Radarskop aus." Ein zweites Foto erscheint. Es könnte eine Trickaufnahme von schimmeligen Brotkrümeln auf schwarzem Stoff sein, aber genau dieses Leuchtschirmbild wird das Radargerät des Bombers zeigen, wenn er sein Ziel anfliegt.

Das Durchsprechen des Kampfauftrags dauert drei Stunden. Etwa zwanzig Experten haben die ganze Nacht über der Ausarbeitung des Flugplans gesessen. Der Langstreckenflug erfordert mehr als das Doppelte an Kraftstoff, als die B 47 fassen kann, deshalb sind zwei raffiniert ausgeklügelte Luftrendezvous mit fliegenden Tankern vorgesehen, das erste bei Nacht.

Endlich ist die Besatzung entlassen, geht hinaus zu ihrem Bomber, den das technische Personal seit dem frühen Morgen sorgfältig überholt hat. Der Kommandant bekommt ein Verzeichnis ausgehändigt, so umfangreich wie eine Lagerinventurliste — mit über 600 Positionen, welche die Besatzung vor dem Start selbst prüfen und abhaken muß: zwei volle Stunden peinlichst genauer Arbeit. Die monotone Litanei beginnt: Bugrad — *stimmt*, Hauptgetriebe — *stimmt*. Wie ein Koloß steht der Bomber über den kleinen Menschen, eine schimmernde, unheilgeladene Maschine der Zerstörung, stromlinienförmig und schlank wie ein Pfeil, gefährlich, hochkompliziert, vollgepfropft mit einer Unmasse geheimer Geräte und Instrumente.

Der Start ist auf 18 Uhr angesetzt. Es ist 17.30 Uhr, und die drei lassen sich jetzt in ihre Kombinationen hineinhelfen. Der Bomberkommandant ist ein Oberstleutnant, zweiunddreißig Jahre alt, Kampfflieger des zweiten Weltkriegs; der zweite Pilot, ein neunundzwanzigjähriger Major, ist ebenfalls alter Kriegsteil-

Eine Frau wie Du und ich

ist dieses charmante Pariser Starmannequin mit dem auffallend schönen Mund. Ihr Geheimnis: GUITARE-Paris, der nicht schmierende Lippenstift. Probieren Sie selbst: GUITARE hält den ganzen Tag, sein hoher Lanolinzusatz schützt auch empfindliche Lippen vor dem Austrocknen und vor allem: GUITARE gibt Ihrem Mund jenen hauchzarten, samtartigen Schimmer, der so anziehend wirkt.

Lippen, lebendig frisch und feucht glänzend wie nie zuvor verleiht Ihnen GUITARE. Kein wiederholtes Auftragen mehr, denn
einmal intensiv auftragen
einwirken lassen
abtupfen —
so hält GUITARE unverändert schön den ganzen Tag.

guitare

der nicht schmierende
Lippenstift aus Paris

PARIS - LONDON - HOLLYWOOD

nehmer, der Orter — den die Piloten für den wichtigsten Mann an Bord halten — gleichfalls Major und erst siebenundzwanzig. Insgesamt verkörpern sie 27 Dienstjahre in der Air Force, zehn Reihen Ordensschnallen und soviel Fachkenntnisse, daß sie ein College aufmachen könnten.

Sie sehen jetzt aus wie eine Kreuzung zwischen Tiefseetaucher und einem Weltraumfahrer von morgen — stählerne Helme mit großem Glasfenster, enganliegende Überdruckanzüge, Fallschirme und Notausrüstungsgepäck; ein Gewirr von Schläuchen und elektrischen Kabeln umringelt ihre Körper.

17.50 Uhr. Einen Augenblick stehen sie noch unter der B 47, werfen einen Blick auf die lange Reihe der Flugplanungsspezialisten, Staffeloffiziere, Mechaniker, Elektriker und so weiter, die diesen Einsatz vorbereitet haben. Das Zahlenverhältnis von Bodenpersonal zu fliegendem Personal erscheint übertrieben, bis einem einfällt, daß die drei Mann mit ihrem Luftstrahl-Turbinen-Bomber die gleiche Vernichtungskraft an den Feind bringen, für die im zweiten Weltkrieg 11 000 Mann in 1000 Fliegenden Festungen vom Typ B 17 erforderlich waren.

17.52 Uhr. Die drei klettern die senkrechte Leichtmetalleiter hinauf in die Kanzel. Unter deren Plexiglasdach ist gerade Platz genug für die Stahlrohrsitze des ersten und zweiten Piloten, einer hinter dem anderen. Der Orter schlängelt sich nach vorn zu einer engen, fensterlosen Höhle i der Rumpfnase, wo er während de ganzen Flugs in Einzelhaft hocken bleiben und sich mit unvorstellba verzwickten Berechnungen herum schlagen muß.

Die Männer schnallen sich in ihre Sitzen an, stöpseln ihre elektrischen ihre Luft- und Sauerstoffleitunge ein. Die Tür schlägt dröhnend zu schließt sie hermetisch von der Wel draußen ab. Sie lassen ihre sechs Tur binen an und rollen sofort zum Star — nicht ein Liter des kostbare Kraftstoffs darf vergeudet werden Die Flugleitung ist verständigt: di Startbahn ist frei.

17.58 Uhr. Der Bomber erreich seine Startstelle, die Bremsen werde angezogen. Dann kommt das ohren zerreißende Aufheulen der 50 000 PS als die Turbinen einzeln mit Vollga probelaufen. Die Abgastemperature erreichen 800 Grad Celsius, die weiß glühenden Turbinen machen 700 Umdrehungen in der Minute. Da ganze Rollfeld bebt.

17.59 Uhr. Der Pilot muß auf di Sekunde genau starten, denn de ganze komplizierte Flugplan, de Kraftstoffverbrauch, das Rendezvou mit den Tankern im leeren Raum 5000 Kilometer entfernt, hänge vom exakten Einhalten der vorge schriebenen Zeiten ab.

„An Flugleitung von Air Forc Turb-Nummer 123! Erbitte sofor Starterlaubnis." (Die Vorsilbe „Turb" sichert Vorrang.)

„An Air Force Turb 123. Star frei!"

OSTADE, DIE RAST (Ausschnitt) FOTO: BRUCKMANN

Die Freude an guten und schönen Dingen findet in vielen Werken der bildenden Kunst trefflichen Ausdruck.

Wieviel Ruhe und Behaglichkeit atmet dieses Bild. Ja, wer es immer so gut haben könnte! Ein angenehmes Plätzchen im Schatten, ein munteres Gespräch und ein guter Trunk. Vielleicht ein kühles Bier oder einen edlen Weinbrand, am besten Beides und vor allem einen Weinbrand, der hält, was sein Name verspricht, einen

Scharlachberg Meisterbrand

Angespannteste Konzentration im Führerraum: die geringste Leistungsschwankung kann bei einem solchen Startgewicht zur Katastrophe beim Abheben führen. Der Pilot hält den vorwärtsdrängenden Bomber mit den Bremsen und läßt ihn Punkt 18 Uhr los.

„Air Force Turb 123 startet!"

„Frei!"

Das metallne Ungetüm kommt schwankend in Fahrt und donnert über den Beton, sechs mächtige Rauchstrahlen ausstoßend.

„Zweiter an ersten Piloten. Kritische Rollgeschwindigkeit Höchstwert 200 km/h." (Das ist der Grenzwert, nach dessen Überschreitung die Bremsen nicht mehr betätigt werden dürfen: das Flugzeug muß abheben oder zu Bruch gehen.) „Kommt — kommt — — — jetzt!" Die B 47 klebt immer noch am Boden.

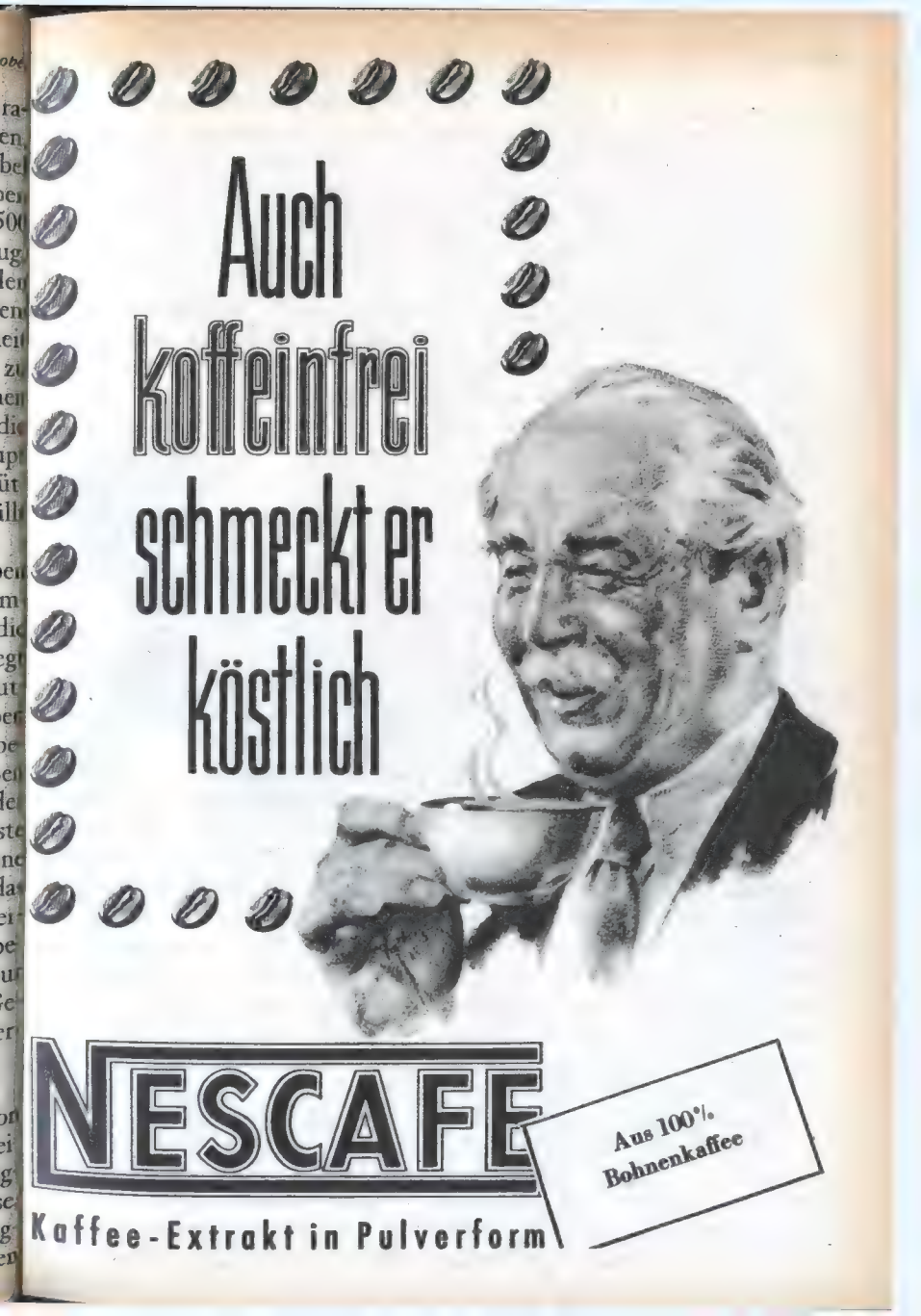
„Zweiter an ersten Piloten. Abhebegeschwindigkeit 230 ... Geschwindigkeit jetzt 210 ... 220 ... *230!*" Der Pilot beißt die Zähne zusammen. Die letzten Sekunden bis zum Abheben eines Düsenbombers erfordern feinstes Fingerspitzengefühl. Zieht man das Höhenruder einen Sekundenbruchteil zu früh, so sackt die Kiste durch — einen Bruchteil zu spät, so rast sie über die Startbahn hinaus. Das Resultat kann in beiden Fällen ein brennendes Wrack sein, aus dem keiner mehr herauskommt.

Nur zögernd löst sich die B 47 vom Beton. Das Fahrwerk wird eingezogen. Die zwei Piloten arbeiten wie *einer* zusammen, bedienen mit raschem, geübtem Griff die zahllosen, dichtgedrängt angeordneten Hebel und Schalter ... Landeklappen rein ... Fluggeschwindigkeit 500 km/h ... Austrimmen zum Steigflug.

Bei 12 000 Meter geht es in den Horizontalflug. Mit starkem Rückenwind beträgt die Geschwindigkeit fast 960 km/h. Kein Laut ist zu hören — das Donnern der Turbinen bleibt weit zurück. Man spürt die hohe Geschwindigkeit überhaupt nicht, spürt auch keinerlei Erschütterung. Die Außentemperatur fällt auf 50 Grad unter Null.

Der Himmel ist klar, ohne Leben und tief dunkelblau. Eisige Einsamkeit herrscht hier oben. Selbst die Wolkendecke über der Erde liegt so tief unten, daß sie nur als undeutlicher Nebelschleier wirkt. Hier oben beginnt die Stratosphäre, die unbelebte, feindliche Leere, wo die großen Winde wehen. Hier ist das Reich der modernen Luftfahrt, das jüngste „Neuland" des Menschen — eine Welt, die für jedes Lebewesen, das sich ihr ungeschützt aussetzt, innerhalb von 30 Sekunden den Tod bedeutet und wo die Tragflächen nur tragen, wenn sie mit enormer Geschwindigkeit vorangetrieben werden.

Jeder der Männer hantiert schon eifrig mit seinem ständigen Begleiter, dem Rechenschieber. Die Flugplanungsexperten haben die Kurse, die Geschwindigkeiten und Flughöhen für jede Etappe der langen


Auch
koffeinfrei
schmeckt er
köstlich
NESCAFE
Aus 100%
Bohnenkaffee
Kaffee-Extrakt in Pulverform

Strecke festgelegt, haben die Stürme einkalkuliert, die Windstärken und -richtungen vorausgesagt, haben nach Längen- und Breitengrad exakt die Position bestimmt, auf der die fliegenden Tanker mit neuem Kraftstoff warten werden, haben die streng geheimen Kodeschlüssel angegeben, die den Bomber durch die letzte Randzone der eigenen Radar- und Nachtjägerabwehr geleiten sollen. Der Orter klebt schon an seinem Radarskop, um die Geschwindigkeit über Grund zu verfolgen, über eine Erde hinweg, die durch die Wolkendecke nur mit Elektronenaugen zu sehen ist. Die beiden Piloten kontrollieren die Flug- und Triebwerksüberwachungsgeräte, die Kraftstoffstandmesser und Enteisungsanlagen peinlichst genau. 13 000 Kilometer Flugstrecke liegen vor ihnen — nicht der kleinste Fehler darf sich einschleichen. Er könnte sich unter Umständen zu einer Katastrophe auswachsen.

Diese Elitebesatzung arbeitet schon jahrelang zusammen und funktioniert fast wie *ein* Gehirn. Die Männer können zwar nicht zueinander hinüberlangen, doch ist ihnen das Denken der anderen durch langjährige gemeinsame Erfahrung so vertraut, daß die Bordsprechanlage wie ein lebendiger Nerv ihre Hirne verbindet. Sie hören das Atemgeräusch der andern in den Mikrofonen. Der Kommandant hat ein Zentralwarnlicht vor sich, das ihm anzeigt, wenn die Sauerstoffzufuhr nachläßt. Sollte einem von der Besatzung flau werden, wird er sofort wieder in Ordnu gebracht. Die leiseste Undeutlichke oder Übererregtheit beim Spreche kann das erste Symptom einer Sauc stoffreduzierung im Blut sein, d sehr rasch zum Tode führt.

Und jetzt rüsten sich die drei f ein ziemlich ungemütliches Zw schenspiel. Die Luft ist zwar völl störungsfrei, aber sie wissen aus E fahrung, daß nun bald eine bö Stunde kommt. Sie brauchen nic lange zu warten. Unvermittelt durc läuft ein heftiges Vibrieren das Flu zeug. Die Instrumente tanzen u flackern. Wie aus *einem* Munde fa singen drei Stimmen:

„*Achtung! Kirchhofsmauer!*"

Die „Kirchhofsmauer" ist e neues, seltsames Phänomen, das b großer Fluggeschwindigkeit in gr ßer Höhe auftritt. Während d Steigflugs war die B 47 noch schwer, um ihre Höchstgeschwindi keit entwickeln zu können. Jetzt h sie gerade genug Kraftstoff ve braucht, um etwas leichter zu we den, und das hat ihre Geschwindi keit erhöht, was wiederum ein hefi ges Rütteln und Schütteln bewirk der Bomber ist in der Randzone d verhängnisvollen „Schallmauer", d unsichtbaren Wand, an der ein Flu zeug Schläge wie mit einem Vo schlaghammer bekommt, wenn d an seinen Konturen entlangrasen Luftstrom Schallgeschwindigkeit e reicht.

Sofort nimmt der Pilot Gas z rück. Die Geschwindigkeit fällt vo 980 km/h auf 950; doch hier b

DER MODISCHE WINTERMANTEL

BEZUGSNACHWEISE UND BROSCHURE ERHALTEN SIE DURCH MARIANNE ZINNER · M-GLADBACH 49

kommt er es mit einem ebenso gefährlichen Problem zu tun — die B 47 ist überzogen und droht ihm nicht mehr zu gehorchen. Er tastet sich vorsichtig wieder bis auf 955 hinauf, die haarfeine Mittellinie, die Sicherheit bedeutet. Der Spielraum ist äußerst knapp: eine Spur zu schnell, und die Stoßwellen werden zu stark und beschädigen die Flugzeugzelle; eine Spur zu langsam, und der Bomber wird zu einem nicht mehr zu regierenden Metallmonstrum.

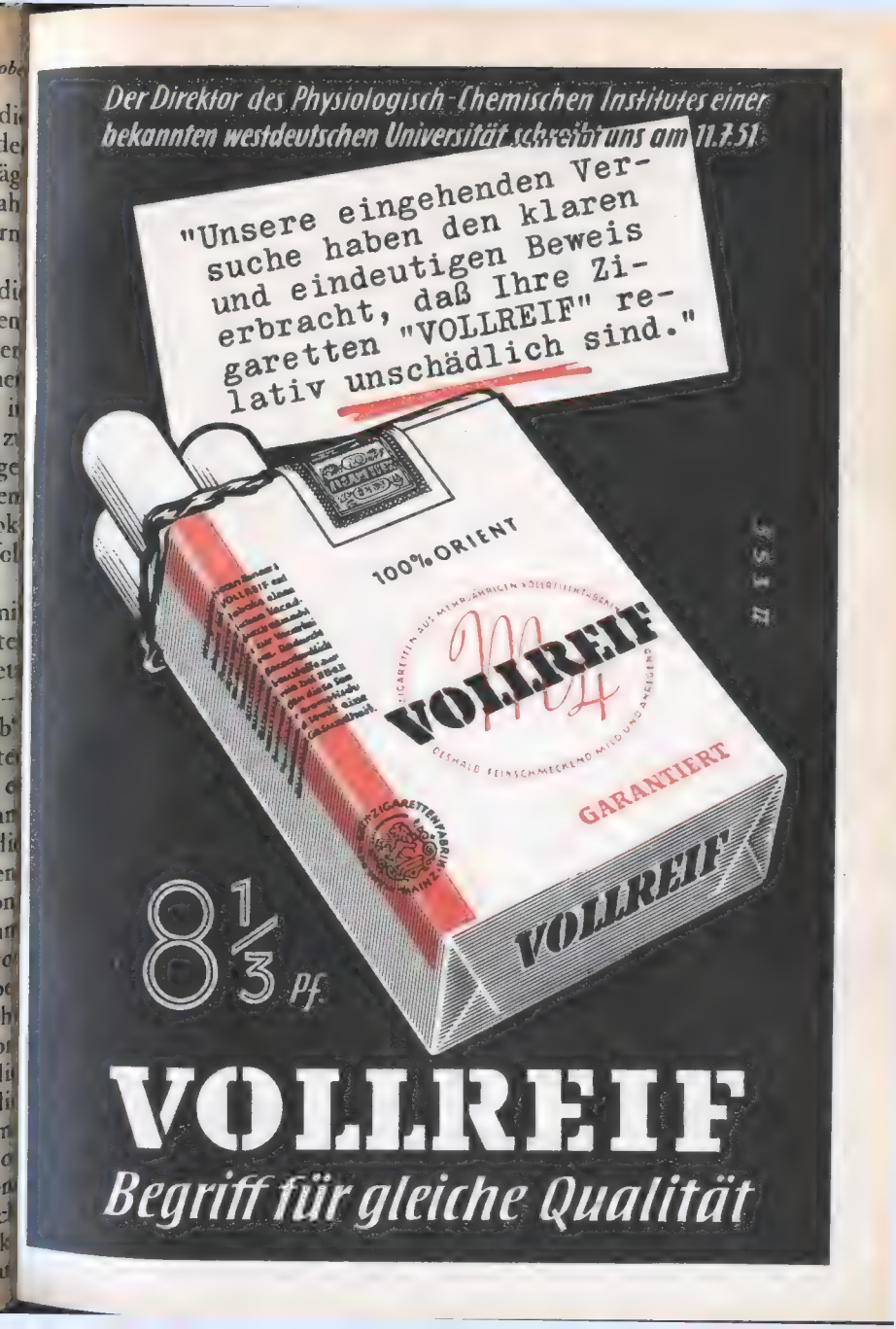
Eine ganze Stunde lang, die Schweiß kostet, dauert dies subtile Abstimmen, dies hastige Regulieren der Turbinen, um genau die günstigste Geschwindigkeit zu halten. Dann ist endlich weiterer Kraftstoff verbraucht, und die „Kirchhofsmauer" liegt hinter ihnen.

WIEDER ist die Kabine erschütterungsfrei, erfüllt von unheimlicher Stille, die nur unterbrochen wird vom rasselnden Geräusch beim Sauerstoffeinatmen, von kurzen Zurufen übers Bordtelefon — und der erste Anfall von Müdigkeit überkommt die Besatzung. Sie hat nun schon über sieben Stunden Dienst hinter sich, von denen allein sechs den peinlich genauen Flugvorbereitungen galten. Langsam beginnt jetzt bei jedem das tausendfach wiederholte Scheuern und Reiben, das Sichdrehen und -winden, das unruhige Herumrutschen, um den Juckreiz der engsitzenden Überdruckkombination zu mildern, die ihn wie in ein Korsett einzwängt und ihm di Nerven blank macht. Mit jede Stunde wird dies Jucken unerträg licher, wird zu einem ernsten Gefah renmoment bei einem solchen Fern flug.

Auf den ersten Blick scheint di Kleidung einer Besatzung eine neben sächliche Kleinigkeit zu sein, im Ver gleich zu der großen Leistung, einer Atombomber mit 16 Kilometer i der Minute 15 Stunden lang z fliegen. Aber wie würde es Ihnen ge fallen, 15 lange Stunden in einen Stahlrohrsitz festgeschnallt zu hok ken, und zwar ausstaffiert mit fol genden Requisiten:

Erstens ein stählerner Helm mi großem Glasfenster. In 12 000 Mete Höhe lautet das oberste Gesetz „Eigenen Sauerstoff mitbringen" — deshalb ist dieser „Kohlrübenkorb" an einen großen Sauerstoffbehälte angeschlossen. Ohne Helm geht e nicht, aber Sie können sich unter ihn weder am Ohr kratzen noch sich di Augen reiben oder die Nase putzen.

Zweitens eine unelastische Nylon und Gummihaut, die überall an Körper fest anliegt. Sie soll ihn vo explosionsartiger Dekompression be wahren. In der Druckkabine herrsch zwar, im Gegensatz zu draußen, nor maler Luftdruck. Aber wenn di Anlage versagt oder ein Geschoß di Wände durchschlägt, wird die kom primierte Luft wie bei einer Explo sion nach außen schießen; aus Ihren Körper aber darf sie nicht so rasc entweichen. Ohne den Überdruck anzug würden Ihnen die Augen au


Der Direktor des Physiologisch-Chemischen Institutes einer bekannten westdeutschen Universität schreibt uns am 11.7.51
"Unsere eingehenden Versuche haben den klaren und eindeutigen Beweis erbracht, daß Ihre Zigaretten "VOLLREIF" relativ unschädlich sind."
100% ORIENT
VOLLREIF
GARANTIERT
VOLLREIF
8 1/3 Pf.
VOLLREIF
Begriff für gleiche Qualität

dem Kopf quellen, Ihr Trommelfell würde aufplatzen, Ihre Haut bluten, und Ihre Eingeweide würden sich auf das Neunfache des Normalumfangs aufblähen und bersten. Der Anzug ist an Stahlflaschen mit komprimierter Luft angeschlossen, die ihn im Notfall aufpumpen, den Helm füllen und Sie zusammenhalten, bis Ihre Organe sich dem Außendruck angepaßt haben. Vorläufig aber scheuert und reibt diese Schutzhaut an jedem Quadratzentimeter Ihres Körpers.

Drittens ein großer Notausrüstungsbeutel, auf dem Sie sitzenbleiben müssen, ohne sich rühren zu können. Er ist eng an Ihre Schenkel geschnallt und vollgestopft mit Lebensmitteln, Karten, Angelhaken, einer Axt, einer zusammenklappbaren Flinte und anderen Dingen, die es Ihnen ermöglichen sollen, auch in Wildnis und Einöde Ihr Leben zu fristen oder sich vielleicht sogar durch feindliches Gebiet nach draußen durchzuschlagen.

Viertens und letztens noch der Fallschirm. Normalerweise ist er im Falle der Gefahr des Fliegers bester Freund, doch in diesem Düsenbomber kaum. Bis jetzt ist es noch niemand gelungen, aus einer B 47 „auszusteigen". Das Drum und Dran der Ausrüstung, die engen Notausstiege, der Fahrtwind, der mit furchtbarer Gewalt an dem glatten, geschoßartigen Flugzeugkörper entlangfegt, verhindern es. (Das wird bald anders sein: man baut jetzt eine Auswerfvorrichtung ein, die den Flieger — oder die ganze Kabine — wie eine Granate aus dem Flugzeug hinausschießt.)

Doch selbst wenn er heil hinauskommt, warten neue Gefahren auf den Abspringenden. In 12 000 Meter Höhe ist seine Anfangsgeschwindigkeit 450 km/h, und wenn er den Auslösegriff zu ziehen versuchte, würde der Ruck des sich entfaltenden Fallschirms ihm sämtliche Knochen brechen; dazu würde das Niederschweben 28 Minuten dauern, und er würde schon nach wenigen Minuten an Sauerstoffmangel sterben. Um aus solcher Höhe lebend hinunterzukommen, muß ein Mensch *acht Kilometer* frei fallen — bis die dichtere Luft ihn bei etwa 4500 Meter so weit abbremst, daß der Schirm sich ohne Gefahr öffnen kann.

Die Besatzung flucht über jedes einzelne Stück der Ausrüstung, und zwar ausgiebig. Die ersten paar Stunden ist das Jucken und Scheuern noch auszuhalten; aber dann wird es zu einer Tortur wie die chinesische Wassertropfenfolter.

Es ist 23 Uhr — fünf Stunden unterwegs. Fünftausend Kilometer Luft sind über den Bomber hingerast. Die Skalen und Zifferblätter leuchten in den Instrumentenbrettern; die übergroßen Sterne scheinen fast das Plexiglasdach über den Köpfen der Piloten zu berühren. Die Unterhaltung wird etwas lebhafter: sie nähern sich der angenommenen feindlichen Grenze, vor der sie ihr Tankflugzeug treffen sollen. Der

„Su cutis es maravilloso!"

sagt der galante Spanier bewundernd zu seiner Schönen. In Deutschland würde man sagen: „Ihr Teint ist wundervoll!" Aber es ist unwesentlich, in welchem Teil der Welt einer Frau diese hübsche Schmeichelei gesagt wird; der Begriff von einer gesunden schönen Haut ist mehr oder weniger bei allen Völkern der gleiche. Ein schöner Teint ist seidig glatt, kühl, und weich wie kostbarer Samt.

Wenn Ihr Teint dieser Vorstellung entspricht, so ist das wunderschön. Und brauchen Sie kaum etwas dafür zu tun, daß er immer so bleibt, so ist es einfach ideal. Leider ist das selten, weil Sie durch die Bequemlichkeiten der Zivilisation verwöhnt sind, vor allem, wenn Sie in der Stadt leben. Zentralheizung und fließendes Warmwasser zum Beispiel vermindern die natürliche Fähigkeit der Haut, sich dem jahreszeitlich bedingten Wechsel der Temperaturen und Wetterströmungen anzupassen. Der Fetthaushalt des Hautgewebes wird gestört, es neigt zum Austrocknen und wird schließlich spröde. Oft macht sich eine vorzeitige Fältchenbildung bemerkbar.

Gerade in der kühleren Jahreszeit braucht Ihre Haut mehr Fett, als sie selbst zu erzeugen vermag. Also muß sie besonders sorgfältig und mit einem sehr fetthaltigen Cream gepflegt werden.

Pond's Dry Skin Cream ist stark mit hautverwandten Fetten, vor allem mit Lanolin angereichert. Dieser Cream gleicht den erhöhten Fettbedarf der Haut aus und bewahrt Ihren Teint vor den schädlichen Wechselwirkungen von naßkaltem Wetter und zentralgeheizten Räumen. Dry Skin Cream hinterläßt keinen unnatürlichen Glanz und erhält die Haut geschmeidig und weich.

"Angel Face"

Ihr Make-up

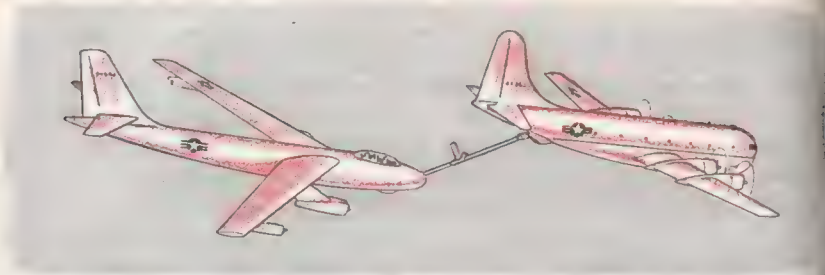
Angel Face ist das ideale Make-up für Ihren Teint. Unaufdringlich betont es Ihre natürlichen Farben und gibt Ihrem Teint für viele Stunden einen samtartig matten Schimmer. Dabei trocknet es die Haut nicht aus und verstopft auch nicht die Poren.

Angel Face hat all die Eigenschaften, die man von einem guten Make-up erwartet. In seiner hübschen flachen Dose mit der handlichen Velourquaste paßt es in jede Handtasche und ist jederzeit gebrauchsfertig. Wasser und Schwämmchen sind überflüssig, ebenso eine Puderunterlage. Es gibt keinen lästigen Puderstaub. Angel Face gibt es in fünf auf die verschiedenen Hauttönungen abgestimmten Farbnuancen.

POND'S

LONDON · NEW YORK

DR. WURMBÖCK G·M·B·H MÜNCHEN 23



Orter rechnet über seinen Tabellen, rechnet seine Resultate wieder und wieder nach — ein ununterbrochener Strom von Zahlen und Formeln.

Irgendwo voraus und 7500 Meter unter ihnen fliegt ein Tanker, ebenfalls mit Kurs auf die Grenze. Kein Neonleuchtschild verkündet strahlend am Nachthimmel „Hier tanken!" Nichts steht fest: tief unter ihnen dreht sich die unsichtbare Erde, über ihnen kreisen die Sterne, die beiden Flugzeuge ändern jede Sekunde ihre Position, die Kraftstoffstandzeiger schwanken, nähern sich unaufhaltsam der Mindestreserve. Der Orter macht seine Standortbestimmung mit der Exaktheit eines Uhrmachers, der einen winzigen Stein einsetzt. Punkt 23.10 Uhr muß ich *hier* sein — und er *dort*; mein Kurs muß genau *der* sein, heißt es im Flugplan. Aber da sind rund eine Million Kubikkilometer leerer Raum um diesen sauber ausgetifteltten Treffpunkt herum, und irgendein blöder Zufall wirft vielleicht die ganze Berechnung über den Haufen ... Jedes Flugzeug sucht das andere mit dem Radargerät.

23.15 Uhr. Auf die Minute genau fängt der Orter der B 47 einen Leuchtpunkt im Radarschirm auf, ein milchig verschwommenes Pünktchen, das von Sekunde zu Sekunde deutlicher wird. Er dreht an der Nummernscheibe seines Funkgeräts — ein kurzer Kode-Anruf zuckt durch den Luftraum, wird beantwortet: *Kontakt!*

„Orter an Pilot. Tanker rund 160 Kilometer voraus, fünf Grad links, Höhe 4500 Meter, geschätzte Geschwindigkeit 500 Kilometer."

„Verstanden!"

Der Pilot setzt zum Gleitflug an. Der Bomber fliegt fast 500 km/h schneller als der Tanker. Auf 30 Kilometer Entfernung sichtet einer der anderen, ein sich bewegendes Lichtpünktchen am sternübersäten Firmament. Der B 47-Pilot drosselt die Turbinen, fährt Landeklappen und Fahrwerk aus, um die Geschwindigkeit herabzusetzen, und legt sich hinter den Tanker.

„Kommandant an Besatzung. Alle Radargeräte ausschalten. Kraftstoffergänzung in einer Minute." Jede Möglichkeit einer Funkenbildung muß verhindert werden.

Im Heck des Tankers liegt der Mann für die Kraftstoffübernahme auf einer Matratze festgeschnallt

DURA SCHARF

GARANTIE
Für die Güte jeder FASAN-DURASCHARF wird garantiert. Wer also glaubt, die dreifache Lebensdauer nicht bestätigt zu finden, erhält gegen Einsendung der angebrochenen Pakkung vollen Ersatz oder Rückvergütung des Kaufpreises.

Aus Original-Schwedenstahl in Uddeholm-Spezial-Legierung hergestellt. Stück für Stück einzeln lederabgezogen und in gewissenhafter Kontrolle überprüft.

BLAU
Lackiert, daher vor Rost geschützt! Preis 10 Stück DM 1.50

ROSTFREI
Abtrocknen überflüssig, – schont daher Handtücher! 10 Stück DM 2.00

Schnittig und schnitthaltig, daher gleichbleibend angenehmes Rasieren bei dreifacher Lebensdauer!

W 05156

RUD • OSBERGHAUS • SOLINGEN

platt auf dem Bauch — starrt durch ein Fenster aus Sicherheitsglas auf die Riesensilhouette der sich näher schiebenden B 47. Er betätigt einen kleinen Steuerknüppel, mit dem er einen langen Schlauchleitungsstrang vor der Nase des Bombers hinabläßt. Der Schlauch hat kleine „Flügel", die es möglich machen, ihn nach oben und unten, nach rechts und links zu dirigieren. Farbige Lichter, stark gedämpft, markieren das Schlauchmundstück.

Der Bomber schiebt sich immer näher, Meter um Meter, beide Flugzeuge schwingen auf und nieder in der Dünung des bewegten Luftmeers. Das Mundstück wedelt lokkend ein paar Meter vorm Bug des Bombers hin und her. Ein leises Antippen des Gashebels, eine rasche Bewegung des Übernahmespezialisten, und — *bang!* — fängt sich das Mundstück in einer Öffnung der Bombernase. Eine automatische Vorrichtung pumpt den Kraftstoff unter hohem Druck hinüber.

Nach fünf Minuten voller Spannung beginnt die eigentlich kritische Phase des Manövers. Der Tanker braust jetzt mit Höchstgeschwindigkeit dahin. Die B 47 aber ist fast überzogen, und als der Kraftstoff Tonne um Tonne ihre Tanks füllt, droht sie abzuschmieren. Ein kurzes Kommando über den Sprechfunk, und beide Maschinen gehen in den Sturzflug, um mehr Fahrt zu bekommen. Zusammengekoppelt durch die Schlauchleitung, schießen sie hinab ins Dunkel, die Nase der B 47 zwei Meter hinterm Schwanz des Tankers. Während dieser wilden Jagd darf der Bomber nach keiner Seite mehr als einen Meter ausscheren, oder die Schlauchleitung bricht.

Für den Orter im Bug der B 47 sind das die unangenehmsten Augenblicke seines Lebens. Auf der Innenseite der dünnen Leichtmetallhaut berührt die Rohrleitung fast seinen Scheitel; er kann nicht sehen, was vor sich geht, weiß nur, daß ein riesiges Flugzeug wenige Meter vor ihm in die Tiefe jagt. Aber bald ist das vorbei. Die Tanks sind voll, die Schlauchleitung wird eingeholt, und der Bomber fegt unter dem Tanker durch — läßt ihn scheinbar stillstehen. Kein Abschiedswort wird über den Sprechfunk gewechselt. Die „Grenze " ist nahe, und lange Unterhaltungen könnten vom „Feind" mit gehört werden.

Der Kommandant schaltet auf die automatische Kurssteuerung um, und zwar auf langsamen Steigflug. Zehn Minuten lang kann die Besatzung in dieser geringeren Höhe frei und ohne Extrasauerstoff atmen.

„Kommandant an Besatzung: Abendbrotpause!"

Sich ablösend öffnen die drei ihre Helme, kratzen sich ausgiebig und trinken vor allem. Ihr Durst ist groß; jeder nimmt mindestens vier Pfund auf so einem Fernflug ab — infolge des Flüssigkeitsverlustes in der dünnen Höhenluft. Am liebsten wird Milch getrunken.

Rasch ein paar Züge aus der Zigarette, dann werden die Helme ge-

WEIHET MIT MUSIK HOHE LEBENSSTUNDEN WEIHET MIT MUSIK

Opera

Einladung

an alle Musikfreunde

Wir haben dem **EUROPÄISCHEN BUCHKLUB** eine neue Abteilung DIE SCHALLPLATTENFREUNDE angeschlossen. Auch Sie sind

zum Beitritt eingeladen.

Für einen Monatsbeitrag von DM 5.— bietet der Klub seinen Mitgliedern 4 kostbare 30-cm-Langspielplatten (33 U/min) im Jahr nach freier Wahl.

Zum Auftakt einige Platten aus unserem Programm:

BACH: **Weihnachtsoratorium;** Wiener Symphoniker, Wiener Akademie-Kammerchor; Dirigent: Ferdinand Grossmann

BEETHOVEN: **5. Symphonie;** Wiener Symphoniker, Dirigent: Otto Klemperer

CHOPIN: **Preludes, op. 28;** Guiomar Novaes (Klavier)

TSCHAIKOWSKY: **Klavierkonzert Nr. 1 (b-moll);** Wiener Staatsphilharmonie; Dirigent: Rudolf Moralt; Solistin: Monique de la Bruchollerie

Die schönsten Melodien aus:

PUCCINI: **„La Boheme";** Opera di Roma, Dirigent: Luigi Ricci

VERDI: **„La Traviata";** Opera di Roma, Dirigent: Luigi Ricci

Weitere 20 gleichwertige Platten finden Sie im ersten Jahresprogramm.

Jeden Musikfreund, der unser Mitglied werden möchte, berechtigen wir einmalig, eine Musterplatte zum Vorzugspreis von DM 20.— bei Voreinsendung auf Postscheckkonto Nr. 22401, Stuttgart oder gegen Nachnahme zu beziehen.

Bitte schreiben Sie uns, wir schicken Ihnen gerne ausführliche Prospekte.

Die Schallplattenfreunde im

EUROPÄISCHEN BUCHKLUB

VERLAGS-GMBH

STUTTGART-W, LINDENSPÜRSTR. 20-22

HOHE LEBENSSTUNDEN WEIHET MIT MUSIK HOHE LEBENSSTUNDEN WEIHET

schlossen, und es geht wieder hinauf auf 12 000 Meter. Die Besatzung, ein bißchen kurzatmig nach der Anstrengung des Essens, aber doch erfrischt, bereitet sich darauf vor, sehr bald noch rascher reagieren und denken zu müssen: die „Grenze" ist nicht mehr weit.

Von dort an fällt dann die heikelste Arbeit dem Orter zu. Sein „Navigationsraum" ist ganz vorn oben im Bug. Außer durch eine winzige Oberlichtluke sieht er vom Start bis zur Landung kein Tageslicht. Jeder Zentimeter, teilweise sogar der Fußboden, ist vollgepackt mit hochgeheimen Geräten und Instrumenten.

Vor ihm befindet sich das Auge des Flugzeugs — das Okular des Radarskops, das Wolken und Nebel durchdringt und die Geländekonturen unten sichtbar macht. Gleich daneben ist der umfangreiche Gerätekomplex der Bombenzielvorrichtung eingebaut, einer Rechenmaschine ganz besonderer Art, welche die B 47 selbsttätig über ihr Ziel steuern, die Bombenschachtklappen öffnen, exakt den Sekundenbruchteil für den Abwurf der Atombombe ausrechnen und sie dann auslösen kann. Links sind die zahllosen Schalter der Bombenauslösevorrichtung. Rechts befindet sich das geheimste von allen geheimen Geräten, ein unheilverkündendes kleines Instrumentenbrett mit dem Schild „Atomenergiekommission" . . .

Ganz still ist es in der engen Einzelzelle; nur das schwache Surren der rotierenden Radarantenne ist zu hören, die unablässig die Erde unten abtastet. In den Armaturenbrettern glimmen die Instrumente in einem Strom unsichtbaren ultravioletten Lichts. Der Orter betrachtet jetzt prüfend eine Reihe von Leuchtpunkten, die über den Radarschirm wandern, seltsame Gebilde, die sein geübtes Auge als unten vorbeiziehende Flüsse, Seen und Städte erkennt — Wegweiser zum Ziel. Während diese hellen Schattenkonturen im Radarskop durchs Fadenkreuz gleiten, errechnet er exakt die Geschwindigkeit über Grund, ermittelt die Windabdrift und gibt die nötigen Kursänderungen an die Piloten durch.

„Orter an Kommandant. Haben soeben die Grenze überflogen. Ziel noch 830 Kilometer voraus. Klar halten für Ausweichmanöver."

In derselben Sekunde wird der Bomber von einem automatischen Bodenfunkgerät angerufen, das ein Signal „Halt! Wer da?" nach oben schickt. Wäre die B 47 ein „befreundeter" Bomber, würde das eine automatische Antwort aus einem der schwarzen Kästen auslösen. In diesem Fall aber reagiert der Kasten mit Schweigen, und unten wird die ganze Maschinerie der Luftabwehr in Bewegung gesetzt — rote Lichter blinken auf, Nachtjägerstaffeln werden alarmiert.

„Orter an Pilot. Kursänderung nach rechts 20 Grad."

„Verstanden!"

Und nun beginnt ein unheimliches Duell zwischen dem Bomber und der

Das kostbarste Kleinod – die Gesundheit

Natürlich tun Sie etwas für Ihre Gesundheit. Sie bleiben nicht zu lange auf, Sie essen nicht über Ihren Appetit, Sie bemühen sich, täglich etwas an der frischen Luft zu sein. Und doch fühlen Sie sich manchmal abgespannt.

Was ist geschehen? Wahrscheinlich dies: Die Hast in der Sie leben und arbeiten, hat die Kraftreserven des Körpers und der Nerven zu sehr belastet. Der Verlust muß wieder gutgemacht werden.

Hier kann MILO eine wertvolle Hilfe sein, denn MILO ist Nahrung für Körper und Geist. Wenn Sie sogleich mit einer MILO-Kur beginnen und täglich eine Tasse trinken oder auch zwei, dann werden Sie bald sagen: „Wie viel besser ich mich doch fühle!"

MILO ist ein leicht zu bereitendes, kraftspendendes Milch-Kakao-Getränk, das einen Zusatz von Vitaminen und anderen wertvollen Aufbaustoffen enthält.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

EIN NESTLE ERZEUGNIS: GUT WIE ALLES, WAS DEN NAMEN NESTLE TRÄGT

Bodenabwehr: es geht um das Schicksal einer Stadt. Atombomber haben Störgeräte an Bord, die das feindliche Radarnetz in Verwirrung bringen. Die Radarposten unten am Boden versuchen natürlich, den Kurs des Bombers festzustellen und Nachtdüsenjäger heranzuführen. Der Orter oben versucht, die Bodenabwehr irrezuleiten, damit sie ihre Jäger an die falsche Stelle dirigiert. Er weiß, daß irgendwo vor ihm die Düsenjäger fast senkrecht zum Nachthimmel hinaufjaulen, um ihn abzufangen; doch bei der enormen Geschwindigkeit aller beteiligten Maschinen kommt schon ein Vorbeifliegen um Haaresbreite einem Verfehlen um 1000 Kilometer gleich.

„Orter an Pilot. Nach links 40 Grad — 1500 Meter steigen."

Das Duell geht weiter: eine Schachpartie im Dunkeln, wobei die Figuren mit Schallgeschwindigkeit am Nachthimmel dahinheulen, lange Feuerschweife hinter sich herziehend. Und hier beginnt die Theorie der Luftabwehr nicht mehr zu stimmen. Auf dem Papier kann der Bomber nicht entkommen. Im Luftraum und unter Ernstfallbedingungen aber erreichen die Abschußzahlen selten zehn Prozent.

Der Orter, der mit Hochdruck arbeitet, läßt einen regellosen Zickzackkurs steuern, berechnet — die Stoppuhr in der Hand — jeden Zack nach Minuten und Sekunden, geht immer wieder auf seinen Grundkurs zurück. Im Krieg hätte er vermutlich mehrere eigene Bomber um sich herum, die Störsperre gegen Radarortung fliegen und feindliche Jäger auf sich ziehen.

Der große Augenblick rückt näher. Die Planungsoffiziere haben einen Ort etwa 130 Kilometer vor der zu bombardierenden Stadt ausgesucht, den sogenannten Einpeilpunkt. Das ist der Punkt, von dem aus der Orter die letzte Anflugstrecke bis zum Ziel berechnen und die gefundenen Werte im Bombenzielgerät einstellen muß. Auf seinem kleinen Arbeitstisch liegen, mit Klebestreifen befestigt, ein paar wie Negative aussehende Fotos. Er knipst ein gedämpftes Licht an und hält sie dicht ans Radar-Okular.

Die rotierende Radarantenne sendet einen Kegel von Elektronenstrahlen nach unten. Wenn sie am Erdboden auftreffen, prallen sie wie ein Echo zurück und erscheinen als verschieden helle Punkte auf dem Leuchtschirm, der einem kreisförmigen Fernsehschirm ähnelt. Die Stärke der einzelnen „Echos" und ihr Helligkeitswert auf dem Schirm hängt davon ab, auf was die Strahlen unten auftreffen. Land und Wasser, Stahl und Backstein, Chausseen und Schienenstränge — alle reflektieren verschieden stark. Die kräftigen Echos ergeben auf dem Leuchtschirm deutliche kleine Umrißbilder, umgeben von diffusem „Schnee". (Das Lieblingsziel jedes Orters ist New York; die unverwechselbare Form des Hafens, der schmalen Zunge Manhattans, flankiert vom Hudson und vom East River, die Brücken über beide Flüsse und die mächtigen

Ein Herrengespräch über

... die Mode

Hätte es damals schon solche hauchzarten Strümpfe gegeben – wäre nicht dieses sensationelle Faktum der Anlaß zu einem so delikaten Disput gewesen?

FEINSTRUMPFMANUFAKTUR VATTER & PALME GMBH., SCHONGAU OBB.

Blocks der Stahlskeletthochhäuser erscheinen im Radargerät so klar und scharf wie auf einer Fotografie.)

Heute nacht aber sind Einpeilpunkt und Ziel weit kniffliger. Sie sind dem Orter völlig fremd und liegen weit im Binnenland. Der Leuchtschirm zeigt nur ein Gewirr zusammenhangloser Flecken, das ebensogut das Röntgenbild eines Hühnermagens nach einer tüchtigen Kiesmahlzeit sein könnte.

Zur Unterstützung des Orters haben die Zielbild-Experten die Radar-Modellfotos erfunden, die er in der Hand hält. Man hat Spezialmodelle des Einpeilpunktes und der zu bombardierenden Stadt angefertigt und diese dann aus verschiedenen Höhen und Sichtwinkeln durch Radarskope fotografiert. Das Ergebnis ist eine Aufnahmeserie, die dem Orter das Gelände zeigt, nicht, wie die Kamera es sieht, sondern wie es sein Radarskop beim Zielflug wiedergibt. Solche Modelle sind im Strategic Air Command von jeder als Ziel in Frage kommenden Stadt in der Welt hergestellt worden, und zwar nach altem Kartenmaterial, Agentenberichten und Fotografien. Man kann eine Stadt oder eine große Fabrik vor dem Radarauge nicht verstecken; und niemand kann die Flußläufe, Seen und Berge längs des Weges zu ihnen ummodeln oder die in die Fabrikanlagen eingebauten Stahlkonstruktionen tarnen.

Ein Häufchen verschwommener Flecken schiebt sich oben im Leuchtschirm ins Gesichtsfeld. Als der Bomber näher kommt, nehmen sie festere Umrisse an, bilden ein Muster. Der Orter vergleicht es mit den Modellfotos: die Umrisse der Fabrik da — der Verschiebebahnhof daneben — die Brücken über die Bahngeleise — — aufpassen jetzt, noch mal genau vergleichen, nur keine Überstürzung.

„Orter an Pilot. Einpeilpunkt in Sicht. Maschine ruhighalten. Nach rechts acht Grad ... Stütz ... Nach links ein Grad ... Richtig!"

Die kleine Stadt unten gleitet im Radarskop die Vertikalachse des Fadenkreuzes hinab. Der Orter drückt auf die Stoppuhr. Seine Finger huschen über die Schalter und Knöpfe des Bombenzielgeräts, stellen Höhe, Windrichtung und andere erforderliche Werte ein. Seine Hand greift hinüber zum Armaturenbrett mit dem Schild „Atomenergiekommission". Seine Augen bleiben am Okular.

9000 Meter unter ihm verhüllt eine drei Kilometer dicke Wolkendecke die Erde, doch die Radarstrahlen durchdringen dies Hindernis mit Lichtgeschwindigkeit. Langsam wandert ein grünlichweißes Gebilde am oberen Rand des Leuchtschirms ein, ein großer unregelmäßiger Kreis, fast als aufrechtstehende Weichbild-Silhouette zu sehen. Haardünne Bleistifte ragen an der einen Seite auf — Hochhäuser! Sie werden zusammenschrumpfen und zu winzigen Punkten werden, wenn der Bomber über sie wegfliegt. Der Orter dreht an

Ein netter Kerl - leider hat er Schuppen!

Wer Schuppen hat, wirkt ungepflegt! Wer seine Schuppen „auf die leichte Schulter" nimmt, bringt sein Haar in Gefahr. Schuppen sind ein Zeichen dafür, daß die Kopfhaut unterernährt ist. Auf einer unterernährten Kopfhaut kann das Haar nicht gesund wachsen. Seborin, das Haar-Tonic von Schwarzkopf, versorgt die Kopfhaut wieder mit den Ergänzungsstoffen, an denen sie Mangel leidet (Thiohorn). Die tägliche Seborin-Massage beseitigt Schuppen und Kopfjucken, beugt neuer Schuppen-Bildung vor und fördert den Haarnachwuchs. Seborin erfrischt und belebt.

Zehnfinger-Massage mit Seborin

1. Die Kopfhaut mit Seborin anfeuchten.

2. Fingerkuppen fest auf den Haarboden drücken.

3. Kopfhaut einige Minuten unter festem Druck bewegen. Dabei niemals reiben oder am Haar zerren.

Auch Ihr Friseur wird Sie gern mit Seborin bedienen.

SEBORIN *macht schuppenfrei!*

einem Knopf, damit das Bild schärfer wird, vergleicht es ruhig und sorgfältig mit dem Modellfoto. Das sind die kritischen Sekunden, die über Gelingen oder Mißlingen des ganzen fünfzehnstündigen Einsatzes entscheiden.

„Orter an Pilot. Ziel erkannt. Ich übernehme den Zielanflug. Umschalten auf Station zwo."

„Ist umgeschaltet."

Station zwo ist ein kleiner Hebel, der am Arbeitstisch des Orters angebracht ist. Mit ihm kann er Elektronengeräte bedienen, die alles im Flugzeug allein machen. Rasch ist die automatische Kurssteuerung eingeschaltet. Dann wird die Bombenzielvorrichtung mit der automatischen Kurssteuerung gekoppelt. Der Orter bringt das Fadenkreuz mit dem Zentrum der näher rückenden Stadt in Deckung und legt einen Schalter um, der bei den Fliegern *Memory Point* heißt.

Von da an steuert das Zielgerät den Bomber – trotz Böen und „Luftlöchern", während die Piloten mit den Händen im Schoß dasitzen. Das Zielgerät besorgt alles selbst.

Als die Stadt vor der heranjagenden B 47 größer wird, sucht sich der Orter genau den Punkt, über dem die Bombe explodieren soll, den Zielpunkt. Er greift nach dem Hebel „Station zwo" und nimmt ein paar geringfügige Korrektureinstellungen vor, bis die Fadenkreuzmitte unverrückbar auf diesem Punkt bleibt — keine Kursänderung mehr. Schließlich dreht er am letzten Knopf, schaltet das letzte Gerät ein, das alles in sich vereint: den Bombenabwurfautomaten. Dann starrt er wieder gespannt ins Radarskop. Die Radargeräte erledigen alles übrige.

Es ist soweit.

Von nun an vermag keine Macht der Erde mehr die dem Untergang geweihte Stadt zu retten, es sei denn der in 12 000 Meter Höhe heranrasende Bomber würde in der Luft atomisiert.

Sechzehn Kilometer in der Minute, 270 Meter in der Sekunde. Es ist immer noch ganz still; kein Geräusch ist zu hören außer dem schwachen Surren des Zielgeräts, das laufend seine Rechenoperationen ausführt. Eine Kontrolluhr tickt die Sekunden bis zum Bombenabwurf ... 120 ... 100 ... 60 Sekunden bis zum Untergang einer Stadt ... noch 30 ... die Besatzung fühlt, wie die B 47 ein Zittern durchläuft, als das Zielgerät die Bombenklappen öffnet ... noch 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2 ...

Ein kleines Licht glüht rot auf.

Bombe raus!

Im Ernstfall würde die B 47 sich jetzt schleunigst aus dem Staub machen, und nach soundsoviel Sekunden würde ein gespenstisches Licht den Führerraum erhellen. Die Detonationswelle würde die Tragflächenenden fast bis zum Wegbrechen durchbiegen. Hätte das Flugzeug eine Wasserstoffbombe geworfen, würde die Besatzung unter Umständen nicht mit dem Leben davonkommen. Nach dem Explo

„Goldene Schönheit" heißt dieses Kabinettstück deutscher Porzellankunst. Die Rosenthal-Form „Helena" (Entwurf Prof. v. Wersin) erhielt dafür den Grand Prix auf der Weltausstellung in Paris. Außer diesem reichen Dekor gibt es auf der einfachen, glatten Form preiswerte Dekor-Ausführungen in vielen Variationen.

Rosenthal

In den einschlägigen Fachgeschäften

sionsblitz würde die B 47 ein einziges Kodewort in den Raum hinausfunken, und das SAC-Hauptquartier auf der anderen Hälfte des Erdballs könnte 800 Quadratkilometer feindliches Gebiet als vernichtet ausstreichen.

Auf diesem Übungsflug jedoch ist die „Bombe" nur ein Funksignal, das vom Zielgerät in dem Augenblick nach unten geschickt wird, in dem das aufblinkende rote Licht anzeigt „Bombe raus!" Das Signal wird von im Zielraum postierten Air-Force-Funkern aufgefangen. Sie berechnen genau, wo die Bombe explodiert wäre, und melden das Resultat an die B 47 und an das Strategic Air Command.

Je nachdem, wie genau die Bombe am Ziel gelegen hätte, wie exakt die Arbeit des Orters war, wie rationell der Pilot mit dem Kraftstoff umgegangen ist — besonders bei den schwierigen Tankmanövern —, kann der Flug Anerkennung, vielleicht sogar sofortige Beförderung einbringen. Er kann aber auch ein Übergehen bei der Beförderung, Rangverlust und Kürzung der Zulage nach sich ziehen. Entschuldigungen werden nicht angenommen. Die Methode ist erbarmungslos — aber weit erbarmungsloser wären die Folgen, wenn diese Männer im Ernstfall versagten.

Im Augenblick haben sie nichts weiter zu tun, als rund 1600 Kilometer durch Dunkelheit und umschlagendes Wetter zu fliegen und haargenau den Treffpunkt zum zweiten Auftanken anzusteuern. Wäre die B 47 ein Verkehrsflugzeug, ständen dem Orter Wetterberichte und laufende Funkmeldungen als Navigationshilfen zur Verfügung; doch sie dürfen nicht benutzt werden. Über Feindesland hätte er sie auch nicht. Verfehlt die B 47 das Tankflugzeug, dann reicht ihr Kraftstoff nicht, um bis nach Hause zu kommen: also *darf* der Orter es nicht verfehlen. Im Morgengrauen — der Fußboden ist bedeckt mit Blättern voll komplizierter Berechnungen — ist er auf die Minute genau am befohlenen Treffpunkt. Wieder das gleiche Tandem-Kunstfliegen, der gleiche Sturzflug der beiden Maschinen, zusammengekoppelt durch den Verbindungsschlauch, das gleiche schweigende Sichtrennen. Dann Kaffee und Morgenimbiß.

Sich ablösend öffnen die drei wieder ihre Glasvisiere und frühstücken. Unwillkürlich denkt jeder an die Frau, die es zubereitet hat, an zu Hause, die Kinder, das Leben, das sie im Moment nur verschwommen durch einen Nebel von Müdigkeit und nervöser Erschöpfung sehen. Dann geht es wieder hinauf in die Stratosphäre, um die Geschwindigkeit zu steigern und Kraftstoff zu sparen.

Wieder zerrt das unaufhörliche Jucken und Scheuern an ihren Nerven. Die Manschetten der Druckanzüge unterbinden fast die Blutzirkulation. Die Fallschirmgurte schneiden ins schmerzende Fleisch ein, bis die Versuchung, sie abzu-

Aus dem Hause KRAFT

deshalb vollkommen

In jahrzehntelanger Produktionserfahrung schuf das Haus KRAFT ein vollkommenes Nahrungsmittel – die Weltmarke VELVETA. Jeder weiß, daß er herrlich schmeckt, immer frisch und streichzart ist. Aber noch mehr! Was normalerweise bei der Käseherstellung verlorengeht, ist im VELVETA enthalten: die lebenswichtigen Vitamine und Aufbaustoffe der frischen Milch.

ja-VELVETA

mit dem Vollgehalt der Milch

1203

schnallen, fast unwiderstehlich wird. Der Notausrüstungsbeutel wird zum Nagelbrett eines indischen Fakirs. Aber es darf kein Nachlassen geben. Kein Rechenfehler darf sich einschleichen, nicht das geringste anomale Verhalten der großen Turbinen darf unbeachtet bleiben, wenn der Flugplan exakt eingehalten werden soll.

Die Landung ist keine Glanzleistung. Aber die B 47 setzt doch genau auf den ersten paar Metern der Betonbahn auf, wie es sein muß. Der mächtige Düsenbomber — der ja keine Propeller hat, mit denen er bremsen könnte — rollt und rollt, als wollte er überhaupt nicht mehr stoppen. Der Pilot kurbelt an einem Handgriff über den Instrumentenbrettern: ein riesiger Bremsschirm entfaltet sich wie ein Ballon am Heck, und der Flug ist zu Ende — für die B 47.

Die Besatzung aber muß noch die Nachbesprechung durchstehen; denn wieviel es in dieser neuen Welt der Stratosphäre immer noch hinzuzulernen gibt, das wissen nur die Fachleute. Im Besprechungsraum wird der Kaffee eimerweise serviert und die Zigaretten in ganzen Packungen, während die Plus- und Minuspunkte säuberlich auseinandergepflückt werden, solange sie noch frisch im Gedächtnis sind.

Aber schließlich sind die drei völlig ausgepumpt. Obwohl sie ihre Druckanzüge, ihre Gurte und Helme los sind, scheuert ihnen sogar ein Netzhemd wie Sandpapier auf der Haut. Ihre Antworten werden kürzer und schroffer. Die letzte Frage geht an den Orter. Einen Moment lang blickt der hundemüde, unrasierte Major wie blind den Fragenden an, einen Generalmajor in tipptopp gebügelter Uniform.

„Himmelherrgott! wie soll ich das alles wissen?!" explodiert der Orter. Totenstille im Raum. Das Ungeheuerliche seines Benehmens kommt ihm jäh zum Bewußtsein. Er springt auf. „Verzeihung, Sir! Ich bitte um ..."

„Schon gut, mein Sohn, nicht der Rede wert", unterbricht ihn der General. „Machen wir Schluß!"

Aber die Besatzung ist noch viel zu überdreht, um nach Hause zu gehen. Die Air Force hat die Erfahrung gemacht, daß zum Zerreißen beanspruchte Nerven behutsam entspannt werden müssen, wenn nicht etwas überschnappen soll. Jeeps bringen die drei zu einer Sauna. Dort warten die Masseure auf sie, das lange heiße Abbrausen unter der Dusche, das belebende Prickeln des in die Haut eingeriebenen Alkohols, das herrliche Gefühl, sich lang ausstrekken zu können und nichts, aber auch gar nichts auf dem nackten Körper zu haben. Die Entspannung kommt zwar noch nicht gleich, noch in Stunden nicht: aber zu guter Letzt werden die drei im Jeep nach Hause fahren, werden essen — und dann schlafen, schlafen, schlafen ....

Auf Grosswildjagd in Tanganjika

Aus dem Buch) von Robert C. Ruark*

EINES TAGES schloß Robert Ruark seine New Yorker Wohnung ab, kaufte sich ein paar Großwildbüchsen und tat, was er sich seit langem gewünscht hatte: er ging mit seiner Frau für zwei Monate nach Afrika auf Jagd. Das bedeutete einen vorübergehenden Verzicht auf seine journalistische Tätigkeit und auf etliche tausend Dollar, aber es lohnte sich, fand Ruark. „Noch nie im Leben habe ich so mit jeder Stunde gegeizt", berichtet er. „Wir waren in einem Paradies wie aus dem Alten Testament, wie Gott es mit Vergnügen schuf, noch mit den ursprünglichen Tieren darin, und wo selbst der Mensch sich leidlich benahm."

*) *„Horn of the Hunter", Verlag Doubleday & Co., New York, 1953*

AUF GROSSWILDJAGD IN TANGANJIKA

DER MOND war steil in das Sammetblau der afrikanischen Nacht gestiegen, und es war kalt — keine scharfe Kälte, mehr eine taufeuchte, durchdringende Kühle —, und das Feuer war warm und wundervoll. Irgendwo flußaufwärts beschimpften Paviane und Leoparden einander mit kehligen Grunzlauten. Ein Rudel Hyänen schlug eine kichernde Lache an. Ganz von fern hörte ich das Brüllen eines Löwen — ein Mittelding zwischen Husten und dem ersten Grollen eines Sommergewitters. Es kam mir zum Bewußtsein, wie weit weg ich hier war von New York und Zeitungskonzernen und Telefon und U-Bahn und Lift.

Ich setzte mich mit einem Ruck auf. Ich bin ein Jäger, sagte ich zu mir. Ich muß ein Jäger sein, sonst wär' ich nicht hier, am Ende von nirgendwo mit einer großstadtverwöhnten Ehegattin und fünfzehn wildfremden schwarzen Boys und einem jugendlichen Milchbart, der Großwildjäger von Beruf zu sein behauptet.

Meine Gedanken wanderten zurück. Das Jagdhorn war mir schon früh erklungen. Mit acht Jahren ging ich bereits auf Wachteljagd in Nordkarolina. Es war der Traum meiner Kindheit, eine Geschichte über meine Hunde und meine Wachteln zu schreiben und sie gedruckt zu sehen. Später geriet ich dann in den Bann von Edgar Rice Burroughs und seinem *Tarzan*. Ich verschlang die afrikanischen Abenteuer des Ehepaars Johnson. Ich meinte, mir müsse das Herz brechen, wenn es mir nicht eines Tages vergönnt wäre, die Wildnis und die Löwen mit eigenen Augen zu sehen und darüber zu schreiben.

Träume werden selten Wirklichkeit. Aber hier war ich nun mit meiner eigenen Jagdkarawane in Tanganjika. Wenn es, dachte ich, während das Feuer zu glühenden Kohlen zusammensank, in diesen Zeiten überhaupt für einen Menschen möglich war, glücklich zu sein, so war ich glücklich.

VIRGINIA und ich waren im Flughafen von Nairobi von Donald Ker empfangen worden, einem munteren

Eichhörnchen von Mann, der die eine Hälfte von „Ker & Downey Safaris, GmbH." verkörperte, der Firma, die unsere Expedition organisiert hatte. Er sagte etwa folgendes: „Tut mir wirklich furchtbar leid, daß Ihr Mann, Selby — Ihr Jäger, wissen Sie — nicht hier ist, um Sie zu begrüßen, aber so ein Biest von Rhino hat da bei den Eingeborenen außerhalb der Stadt allerhand Unheil angerichtet, und wir haben Old Harry hingeschickt, daß er ihm aufs Dach steigt."

Als „Old Harry" von der Affäre mit dem Rhino zurückkam, zeigte es sich, daß er ein bildhübscher junger Mann von sechsundzwanzig Jahren war, mit einem schwarzen Lokkenkopf und dunklen Augen von der Art, die das Mütterliche in den Frauen weckt. Er hat auch Handgelenke, so dick wie die Fußknöchel eines gewöhnlichen Mannes, und einen harten, in den Winkeln abwärtsgebogenen Mund. Die Eingeborenen im Busch nennen ihn „*m'si*", „alter Mann". Das bedeutet hochgeachteter, verehrungswürdiger Herr; es bedeutet Weisheit und Mut und Erfahrung. Er ist vielleicht der beste Berufsjäger, den es zur Zeit in Britisch-Ostafrika gibt, und er ist bereits auf fünf Jahre im voraus für Safaris verpflichtet.

Ich hatte eine Menge über Harry Selby gehört. In der Kolonie Kenia geboren und aufgewachsen, hatte er seinen ersten Elefanten geschossen, als er noch keine fünfzehn Jahre alt war, und mit zwanzig wurde er Berufsjäger. Ich hatte von dem Büffel gehört, den ein „Kunde" von ihm angeschossen und für tot gehalten hatte. Aber er kam wieder hoch und griff an. Harry traf ihn über dem einen Auge und der Kunde unter dem andern, und immer noch lief der Büffel weiter. So schoß Harry ihn auf einen Meter Entfernung durch die *Pupille*, und ich glaube nicht, daß er anderswohin gezielt hatte.

Wir hatten Kameras und ein ganzes Arsenal an Phantasiegewehren mitgebracht. (Ich wußte nicht, wie ich mich mit den Büchsen anstellen würde; mit der Flinte war ich kein schlechter Schütze, aber mit der Büchse hatte ich bisher immer nur auf Scheiben geschossen.) Harry sorgte für alles, was sonst noch dazu gehörte, einschließlich eines Lastwagens, der die Zeltausrüstung trug, und der fünfzehn schwarzen Boys, sowie einer vielgepriesenen Art Jeep, die die Briten *Land Rover* nennen.

In verhältnismäßig wenigen Gebieten Afrikas darf man überhaupt noch etwas schießen. Dahin zu gelangen ist immer eine schwierige und staubige Angelegenheit. Mit Harry Selby am Steuer machten wir uns auf den Weg nach einem bestimmten Teil von Tanganjika, den er im Sinn hatte. Es gab wenig Wege — nur Fährten im Gras, die sich über Berge hinweg oder um Berge herum schlängelten.

Am zweiten Tag nach unserem Aufbruch von Nairobi durchquerten wir die Serengeti-Steppe (ein Naturschutzgebiet), als Harry rief: „Da

schau her! Guckt mal da drüben! Was für ein Prachtkerl!"

Ich glaube, es gibt nicht viele eindrucksvollere Augenblicke, als wenn ein Stadtmensch inmitten einer Steppe, fern von daheim, zum ersten Mal im Leben einen frei umherlaufenden leibhaftigen Löwen zu Gesicht bekommt. Dieser alte Bursche hier hatte eine üppige Mähne und Büschel an den Ellbogen. Er blieb plötzlich stehen, wandte den Kopf und betrachtete uns mit kalt prüfenden gelben Augen. Harry schwenkte den Jeep bis auf ein paar Meter Entfernung an ihn heran und hielt.

Alle sagen einem, solange man im Wagen bleibe, sei man vollkommen sicher. Das ist ein schwacher Trost, wenn man den ersten Löwen seines Lebens vor sich sieht. Man fragt sich dann doch, ob man es vielleicht mit einem Sonderling zu tun hat, der Autos nicht leiden kann und einem plötzlich auf den Schoß hüpft. (Ich bin später einmal einer Löwin begegnet, die weder Jeeps noch die Leute darin leiden konnte. Sie griff dreimal an, und beim letzten Mal schnappten ihre Kiefer ein bißchen näher nach meinen Hosen, als mir lieb war.)

Zwei Meter weit entfernt, ohne Eisengitter davor, ist ein Löwe größer als der Löwe, den man vom Zoo her in Erinnerung hat. Seine Zähne sind länger. Er ist vielleicht struppiger, aber nicht weniger grimmig.

Der Löwe knurrte und blickte finster drein, dann gähnte er Virginia an, die Aufnahmen machte. Sie gähnte nicht zurück. Sie langweilte sich nicht.

„Er kommt vom Fressen", sagte Harry. „Sehen Sie seinen Bauch an. Voller Zebra. Von dem ist nichts zu befürchten. Fahren wir weiter; bis heute abend sehen wir noch mindestens ein Dutzend andere. Schsch!" Er schlug an die Tür des Jeeps. „Weg! Troll dich!"

Der Löwe öffnete das Maul und brüllte. Es war kein sehr ernst gemeintes Gebrüll, aber mir klang es ziemlich laut. Harry fuhr los, und der Löwe trottete davon, seine Schulterblätter bewegten sich eckig unter dem lockeren Fell.

„Famoses Tier, der Löwe, wissen Sie", sagte Harry. „Aber nicht ‚Wüstenkönig'. Darum bemüht er sich nicht im mindesten. Der Elefant — der ist der König. Der Büffel ist der Fürst, und der Leopard ist der Schurke.

Der Löwe ist ein feiner Herr — ein feiner, fauler alter Herr. Läßt Mama alle Arbeit tun. Er stellt sich einfach in den Wind und läßt seine Witterung ein paar armen Zebras zuwehen und brüllt ab und zu mal zu seinem Vergnügen. Die alte Dame hat sich unterdessen von der anderen Seite, gegen den Wind, an die Zebras herangeschlichen, die nach und nach auf sie zukommen. Sie macht zwei Sprünge und landet auf dem Rücken eines Zebras. Sie krallt ihre Hintertatzen in seine Keulen und beißt sich in seinen Nacken fest. Dann langt sie mit einer Vordertatze herum, packt es bei der Nase, und

Was ist eine Brille wert?

Wie wertvoll eine Brille sein kann, das läßt sich in Zahlen nicht ausdrücken. Wer zählt die Unfälle, die eine Brille verhütet, indem sie Fehlsichtigen Sicherheit gibt? Wer mißt die Leistungen, die eine Brille verbessern hilft? Wer bewertet die gesteigerte Lebensfreude, wenn eine Brille den Augen wieder die volle Sehkraft schenkt?

Mit der Brille „versehen" wir uns nicht mehr — bei der Arbeit, beim Einkauf, im Verkehr. Wir entlasten unsere Augen, am Schreibtisch, in der Werkstatt und in den Mußestunden, die wir mit der Zeitung, dem Buch, den Briefmarken verbringen. Bis ins hohe Alter verbessert die Brille unsere Sehkraft.

Der leiseste Zweifel an der Schärfe Ihrer Augen sollte Sie veranlassen, Ihre Augen prüfen zu lassen. Ihr Augenoptiker wählt dann für Sie die richtige Brille aus, die richtige Fassung für Ihren Typ.

krach! ist's aus. Der alte Herr kommt herübergeschlendert, und sie halten Mahlzeit. Dann schlafen sie. Später rafft sich Mutter auf und geht noch mal auf den Markt. Sehr vernünftige Einrichtung, wie?"

Ich werde wohl nie diesen ersten Tag in der Serengeti-Steppe vergessen. Wir sahen vierzehn Löwen. Als wir in den Busch kamen, tauchten auch Giraffen und Strauße auf, und von Antilopen sahen wir ganze Herden bis zu mehreren hundert. Das waren die ersten Anzeichen der halbjährlichen Wildwanderung. Auch die Gnus, zottig und höckerig wie amerikanische Bisons, begannen sich in Bewegung zu setzen, gemeinsam mit ihren Freunden und Gefährten, den Zebras. Einmal hielten wir für ein paar unvergessene Augenblicke an, während ungefähr 5000 Zebras mit donnernden Hufen — donnernd selbst auf diesem Grasboden — an unserem Bug vorbeibrausten, daß der Staub hinter ihnen emporqualmte wie hinter einer Panzerkolonne in der Wüste.

Auf einem hohen Hügel unter ein paar verkümmerten Akazien hielten wir Mittagsrast. Die Sonne sickerte durch die Wipfel, und wir schwitzten und die Insektenbisse juckten und unsere Augen waren rot und ich war glücklich. Zwei Monate vor mir, und nichts zu tun als das Wild anschauen und vielleicht ein bißchen schießen.

„Wenn wir aus diesem verdammten Schutzgebiet raus sind, müssen wir schleunigst einen ordentlichen Brocken Fleisch herschaffen", sagte Harry. „Die Boys haben einen Monat lang in der Stadt herumgelegen und sind richtig verhungert nach rotem Fleisch. Sie können bis zu fünf Kilo am Tag verdrücken. *Jeder.*"

Es erschien uns unglaublich, daß jemand imstande sein sollte, ein derartiges Quantum zu vertilgen. Später machte ich jedoch die Erfahrung, daß man, wenn man einen Tag lang unter der afrikanischen Sonne jagt, so viel Kraft verbrennt, daß man gar nicht *genug* Fleisch bekommen kann, um wieder nachzuheizen.

Bevor wir wieder in den Jeep stiegen, fragte Virginia: „Wo ist die Toilette, bitte?"

„Versuchen Sie's da drüben hinter dem Baum", versetzte Harry. „Und geben Sie auf die Schlangen acht."

Virginia ging, und ich mußte lachen. Harry fragte, warum?

„Ach", sagte ich, „ich dachte bloß eben an eine feine Dame, die sich geniert, einen Hund in den Central Park auszuführen, und jetzt auf einmal im afrikanischen Busch herumfährt und sich Löwen aus nächster Nähe anschaut und hinter einen Baum auf die Toilette geht und sich von einem wildfremden Mann sagen läßt, sie soll auf die Schlangen achtgeben."

„Das hab' ich ganz ernst gemeint", sagte Harry. „Ich hab' mal erlebt, daß eine dabei in den Allerwertesten gebissen wurde. War verdammt schwer zu entscheiden, wo man die Ader abbinden sollte."

EIN ECHTER Knorr MUSS ES SEIN

Es war am dritten Tag um Mitternacht, als wir die Stelle erreichten, wo wir unser erstes „Standquartier" aufschlagen wollten. Wir waren todmüde, der Rücken tat uns weh, die Knie waren steif, die Augen voller Staub.

„Angelangt — Campi Abahati", verkündete Harry fröhlich. „Das heißt soviel wie ‚glückliches Lager, günstiges Lager'."

Wir konnten zu dieser Stunde nicht viel davon erkennen; den Geräuschen nach schien uns eine ganze Versammlung von Hyänen, Pavianen und Leoparden zu erwarten. Wir krochen unter unsere Moskitonetze.

Irgendwie gewöhnt man sich schnell daran, bei unablässigen Nachtgeräuschen einzuschlafen. Da ist eine Taube, die „Uuh, Uuuh!" gurrt. Die Buschbabys greinen, und die Stummelaffen schnauben wie Löwen. Ein Löwe knurrt mit einem asthmatischen Rasseln in der Kehle. Die Insekten vollführen einen Heidenlärm. Mit der Zeit verweben sich die Urwaldgeräusche zu einem Ganzen, das beruhigend ist, außer wenn die Hyänen zu kichern anfangen, das freudlos hysterische Lachen von Wahnsinnigen, das noch nie jemand zu Papier gebracht hat.

Ich erwachte in einem Paradies wie aus dem Alten Testament, wie Gott es mit Vergnügen schuf, noch mit den ursprünglichen Tieren darin, und wo selbst der Mensch sich leidlich benahm. Das „Glückslager" befand sich auf einem in die Krümmung eines niedrigen Bergzuges eingebetteten Hügel mit dem Blick auf den Grummettifluß. Dahinter breitete sich eine leuchtend gelbe, mit blau-weißen primelähnlichen Blumen besternte Ebene.

Wir luden die Zelte von den Lastwagen ab und schlugen sie unter ein paar mächtigen dornigen Akazien auf. Wir hatten ein großes mit zwei Eingängen für die Memsaab und den Bwana — das war Virginia und ich —, eins für Selby, ein vorn offenes Speisezelt und ein winziges Küchenzelt. Einige der Boys hatten kleine Halbzelte. In fünfzig Minuten war die ganze Herrlichkeit aufgestellt.

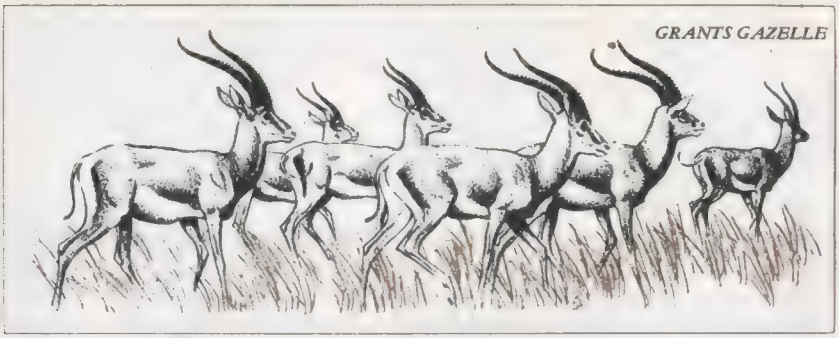
An diesem Morgen fuhren wir in der Ebene hinter unserem Camp umher. Überall war Leben — Gnus, Impalas, Büffel, herdenweise.

„Sie sagen, Sie haben mit der Büchse bisher immer nur auf Scheiben geschossen", meinte Harry. „Wir wollen also lieber langsam vorgehen. Ich denke, wir lassen Sie fürs erste Mal einen Leopardenköder schießen."

Eine Herde Grants Gazellen äugte zu uns herüber und verzog sich langsam. „Sehen Sie den dort", rief Harry. „Ein alter Bock, reif für die Hyänen. Er ist sicher zäh wie Leder, und die Leber voller Würmer, aber das stört die Leoparden nicht. Steigen Sie aus und holen Sie sich ihn."

Kidogo, der Gewehrträger, reichte mir die kleine 8,4-Remington. Ich glitt aus dem fahrenden Wagen und kroch auf einen drei Meter hohen Ameisenhaufen zu. Der Jeep fuhr weiter. Man schießt in Afrika nicht vom

Die Drei aus München
MACHOLL MÜNCHEN
DEUTSCHER WEINBRAND
38 VOL%
Alter Kurs
MOKKA - KIRSCH
MACHOLL MÜNCHEN
EIN MARKEN-WEINBRAND UND ZWEI BERÜHMTE LIKÖRE
sind die Spitzenerzeugnisse
aus dem seit Generationen bekannten Hause
MACHOLL-MÜNCHEN
Stammhaus gegr. 1829


GRANTS GAZELLE

Wagen aus und auch nicht eher, als bis er gute 500 Meter weit weg ist. Zuwiderhandelnde werden von den Jagdbehörden scheel angesehen und zuweilen mit Gefängnis bestraft.

In meiner Marinezeit habe ich auf U-Boote geschossen und auf Flugzeuge geschossen und nicht gezittert. Jetzt zitterte ich, und es schwamm mir vor den Augen. Ich hielt auf das Blatt des Bockes. Der Schuß ging in den linken Hinterlauf. Junge, das fängt ja gut an, dachte ich. Ich schoß noch fünfmal, sorgfältig. Beim letzten Mal sprang der Bock in die Kugel, und sie brach ihm das Genick.

„Im Anfang schießt jeder daneben", sagte Harry, als der Jeep mich wieder aufgelesen hatte. „Das Licht hier, wissen Sie."

„Das Licht hat gar nichts zu tun mit meinem Gewackel", entgegnete ich.

Während des ganzen Mittagessens hatte ich nur den einen Gedanken, daß einer, der nicht mal eine Gazelle traf, einen Löwen schießen sollte.

Als wir nachmittags wieder mit dem Jeep losfuhren, sagte der alte Kibiriti sehr rasch etwas in Suaheli. Kibiriti war ein älterer Schwarzer, der, wie Harry sagte, einen besonderen Spürsinn für Löwen hatte. „Er findet noch Löwen, wo andere *Löwen* keine Löwen finden."

Der alte Bursche hatte mal wieder eine seiner Eingebungen gehabt. So wie der Mond stünde, erklärte er, und wenn man die Regenfälle neulich bedenke und den Zustand des Grases und alles, so müsse eigentlich fünf Kilometer von hier unter einem Baum bei einem Felsenhügel ein Löwe sein. „Am besten, wir fahren hin und sehen nach", meinte Harry.

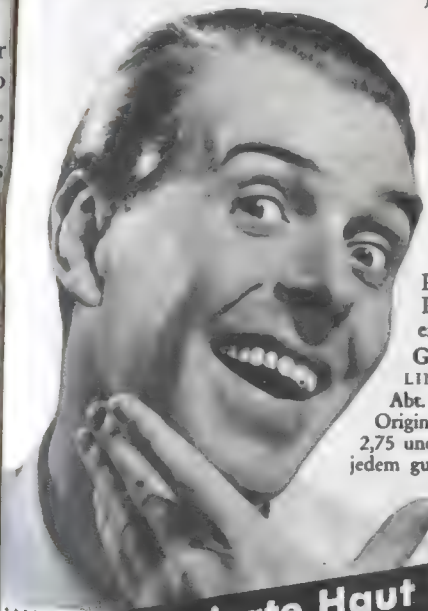
Wir fuhren fünf Kilometer weit. Da war ein Felsenhügel. Da war eine Gruppe Dornbäume, und darunter lag, in der Nachmittagssonne eingenickt, ein Löwe. „*Simba*", sagte Kibiriti in einem Ton, wie wenn einer sagen würde: „Wenn Sie auf der 54. Straße in New York City weit genug nach Osten gehen, kommen Sie an den East River."

„Hol mich der Teufel, wenn ich's begreife", sagte Harry voller Hochachtung. „Ich weiß genau, daß Kibiriti seit einem Jahr nicht hier war.

Von Tag zu Tag angenehmeres Rasieren!

Hautschmerzen erinnerten mich früher den ganzen Tag hindurch an die morgendliche Rasur . . .

Dann versuchte ich Pitralon. Ein paar Tropfen nach dem Rasieren genügten . . . Jetzt rasiere ich mich jeden Tag besser!



PITRALON erzieht Ihre Haut zur schmerzlosen Rasur. Es belebt die Haut, macht sie glatt, sauber, geschmeidig. - Pickel werden beseitigt, neue Rasierschäden verhütet. Durch kurzes Brennen nach dem Auftragen beweist dieses antiseptische Hauttonikum, daß es in der Tiefe der Poren desinfizierend wirkt. Der Pitralon-Geruch erfrischt – er hat eine gesunde männliche Note.

GRATIS senden Ihnen die LINGNER-WERKE, Düsseldorf, Abt. B. 29, ein Probefläschchen. Originalflaschen (DM 1,70, 2,75 und 4,50) erhalten Sie in jedem guten Fachgeschäft.

Rasierte Haut braucht

Für empfindliche Haut Pitralon-MILD

Aber da haben Sie einen Löwen, und noch dazu an Ihrem ersten Jagdtag in Afrika. Dieser *simba* ist zwar schon ein bißchen über die erste Jugend hinaus, aber er ist das größte Biest, das ich je gesehen habe. Ich denke, Sie holen ihn."

Ich sah Kibiritis breites schwarzes Gesicht an und sah die Sonne durch die Löcher seiner durchbohrten Ohrläppchen scheinen und fand, daß er mir höchst unsympathisch war. „Warum bleibt dieser Idiot nicht daheim bei seinen Weibern?" sagte ich bitter. „Ich weiß noch nicht mal, ob ich überhaupt einen Löwen schießen *will*."

„Jeder will einen Löwen schießen", versetzte Harry. „Deshalb sind Safaris so teuer."

„Wir wollen es folgendermaßen machen", fuhr er heiter fort. „Kidogo wird fahren. Wenn ich Sie anstoße, lassen Sie sich aus dem Jeep fallen und liegen still. Dann kriechen wir so nah wie möglich an diesen *simba* heran, und wenn ich's Ihnen sage, schießen Sie. Ich würde ihn an Ihrer Stelle *nicht* verwunden, alter Junge, sonst könnt' es für uns alle ziemlich unbehaglich werden. Wenn Sie einmal auf ihn geschossen haben, schießen Sie noch mal, und dann der Sicherheit halber noch mal. Sehr bewährte Regel. Alles klar?"

Lebe wohl, Mutter, sagte ich zu mir. Von einem Löwen gefressen, in der Blüte der Jugend.

Wir näherten uns dem Löwen auf eine sonderbar weitschweifige Art. Es sah aus, als steuerte Kidogo immer weiter weg von ihm, dabei k men wir ihm in Wirklichkeit imm näher. Harry stieß mich in die Ri pen, und wir fielen beide aus de Jeep. Um mir das Rückgrat zu stä ken, hatte Harry eine rostige Büch mit, von der er mir gesagt hatte, s tauge nur für Löwen.

Ich kroch auf dem Bauch dur das grobe gelbe Gras, und der Löw schaute jetzt großmächtig aus, w er da, im Profil, vor sich hin in d Luft starrte, in der majestätis steifbrüstigen Pose, die diese Tie gern annehmen, großen Bankherr ähnlich, wenn sie disponierend in d Zukunft schauen. Er dehnte, d Krallen herausstreckend, die Mu keln seiner Vorderläufe und zuck mit dem Fell, um seinem Ärger üb die Kamelfliegen Ausdruck zu gebe die ihn umsummten. (Wir war jetzt so nahe, daß wir die Flieg auf ihm zählen konnten.)

Harry drückte mich hinter ein kleine Bodenerhebung hinunter, a der Löwe den Kopf wandte und e nen Moment in unsere Richtun schaute. Sein Fell war ein bißche räudig, aber er hatte eine schön dunkle Mähne. Seine Pratzen war so groß wie Handkoffer. Sein Kop war so groß wie ein Heustapel.

„Gib's ihm", flüsterte Selby.

Ich erhob mich auf ein Knie un hielt dicht hinter das Ohr. Wunde barerweise zitterte ich nicht. D Kugel traf wie ein nasser Boxhand schuh auf einen Sandsack. Der Löw brach zusammen, schlug einmal au brüllte einmal und streckte sich.

Sa 52 D

„Wenn es am besten schmeckt . .

. soll man aufhören."

So sagte immer mein Großvater, und er ist dabei sehr alt geworden. Ich sehe ihn noch vor mir bei Tisch, als ob es erst gestern gewesen wäre. Großmutter kochte ausgezeichnet, und wir Kinder freuten uns riesig auf jeden Besuch bei ihr. Sie wußte natürlich genau, was wir am liebsten aßen. Wie herrlich sah jedesmal die festlich gedeckte Tafel aus. Während des Tischgebetes schielten wir Kinder schon zu den Klößen, dem Braten und dem Pudding hinüber. Dann wurden die dampfenden Schüsseln herumgereicht. Großvater zerlegte den Braten und gab jedem von uns ein großes Stück auf den Teller; für sich selbst nahm er nur ein kleines Stück. Bei uns Kindern waren natürlich die Augen viel größer als der Magen. Der Teller konnte nie voll genug sein. Als der erste leer war, kam der zweite dran. Dann hatte Großvater aber regelmäßig schon seine Mahlzeit beendet. Alles Zureden half nun gar nichts mehr. Lächelnd wehrte er ab und wiederholte seinen alten Spruch: „Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören." Ja, so ist's richtig. Aber müssen wir immer erst alt werden, um zu dieser Einsicht zu kommen? Nicht die Menge des Essens ist entscheidend, sondern die Güte. Auf die richtige Zusammensetzung der Nahrung kommt es an. Das beste Essen nützt nichts, wenn es nicht das enthält, was der Körper täglich verbraucht. Dazu gehören neben den Nährstoffen auch die Wirkstoffe — Vitamine. Sanella gibt Ihnen beides, außer den reinen, nahrhaften Fetten die lebenswichtigen Vitamine A und D.

Darum täglich SANELLA täglich Vitamine!

„Das ist der toteste Löwe, den ich je gesehen habe", sagte Harry, „aber ich würde ihm doch noch mal einen Schuß geben, wenn ich Sie wäre. Diese toten Viecher, das sind gerade die, die dann doch wieder hochkommen und einem ans Leben wollen."

Ich schoß noch einmal.

„Herrgott, ein Riesenkerl", sagte Harry. „Jetzt sind Sie Bwana Simba. Und hier kommt auch schon die begeisterte Volksmenge und will Ihr Autogramm haben."

Die schwarzen Boys wußten, was sich gehört. Sie kamen, um mir auf besondere Weise die Hand zu schütteln, indem sie sie beim Daumen faßten und dabei asthmatisch röhrten und mich den Ein-Schuß-Bwana, den mächtigen Simbatöter, den Beschützer der Armen nannten. Ich nahm es huldvoll entgegen, worauf ich hinter ein Gebüsch ging und mich nur eben mal erbrach. Wohl irgend was, was ich gegessen hatte.

Wir schauten uns meinen Löwen gründlich an. Er sah kläglich verknittert aus. Ein toter Löwe hat keine Würde. Alle Majestät sickert mit dem Blut aus ihm heraus. Es war ein alter Bursche — an zehn Jahre alt, meinte Harry. Wir schritten seine Länge ab — 3,20 Meter. Das ist ein gehöriges Stück Löwe.

Ich war sehr redselig auf der Rückfahrt zum Lager und ließ mich reichlich beglückwünschen. Ich war mit einem Mal eine Menge Hemmungen los. Jeder Mann muß sich mindestens einmal in seinem Leben einem Löwen stellen, und ob der Löwe eine Frau ist oder ein Vorgesetzter oder die Aussicht, an einer Krankheit sterben zu müssen, macht keinen Unterschied. Ich war dem meinen begegnet und hatte ihm auf gute Art den Garaus gemacht und fühlte mich wohl.

Als wir im Lager ankamen, war das Eheweib des Helden gerade beim Nachmittagsschlaf. „Erhebe dich" befahl ich. „Komm und sieh, was Vater mit seinem Schießgewehr vollbracht hat. Und bring deine Kamera mit."

Virginia kam. Wir brachten Simba in Positur für die Kamera, sein Kinn hochmütig auf einen Felsen gestützt. Die Schwarzen versicherten mir nochmals, daß ich ein Teufelskerl von Bwana sei. Und dann öffneten sich die Augen des Löwen. Dann zuckten seine Ohren. Dann stieß er ein Knurren aus. Und dann sah ich mich allein mit einem Löwen und Mr. Selby. Die Bewunderer hatten sich auf Bäume verflüchtigt.

Ich schäme mich nicht, zu erzählen, daß ich meinem *simba* noch einmal in den Nacken geschossen habe.

Wie Harry sagt: es sind die Toten, die wieder hochkommen und einem ans Leben wollen.

UNSER TAGESLAUF nahm bald geregelte Formen an. Um fünf Uhr morgens, wenn eben die Vögel zu zwitschern anfingen, brachte mir einer der beiden „Leibboys" den Tee ins Zelt und rüttelte mich wach. Die Memsaab weckten sie mehr durch die Blume: sie ließen die Luft aus ihrer Matratze herauspfeifen und

Über korrekte Nagelpflege unterrichet Sie unsere Schrift · 10 CUTEX Tips · Schreiben Sie bitte an:
· PATRIZIER-HAUS · Köln-Ehrenfeld Postfach 165 M 10

hakten ihr Moskitonetz ab. Auf dem Waschtisch vor dem Zelt stand das Becken mit heißem Wasser bereit, und Juma, der Oberboy, hatte schon den Frühstückstisch gerichtet, mit dem sauberen gewürfelten Tischtuch und grünen Bakelittellern.

Nach allseitigem höflichem „Guten Morgen" und einem wortlosen Frühstück wies Harry die Boys an, den Jeep vorzufahren. Und dann ging es auf die Jagd — Harry am Steuer, der Wagenboy und zwei Gewehrträger hinten. Fast überall, wo ein Tier hinkommen konnte, kam auch der kleine Jeep hin. Wir legten täglich etwa 250 Kilometer zurück.

Man merkt sich die Tage im Busch nicht nach Datum oder Woche oder Wetter. Man erinnert sich an den Tag des Büffels oder den Tag des Löwen oder den Tag, an dem die Achse des Lastwagens brach. Der Tag des Wasserbocks war ein ganz besonderer Tag und wurde im weiteren Verlauf noch immer besonderer.

„Wir wollen doch mal am Fluß entlang nachschauen", hatte Harry vorgeschlagen. „Ich erinnere mich vom letzten Ausflug her an einen alten Wasserbock, der mehr Gehörn auf dem Schädel hat, als er brauch — er muß schon Kopfweh davo haben."

Wir fuhren durch Ried, dann ein kleine grüne Anhöhe hinan. Ein Ru del von etwa einem Dutzend Wasser böcken kam lässig aus den Binsen ge trottet. „Da ist der alte Herr, den ich meine", sagte Harry. Wir stiegen aus dem Jeep und pirschten uns in der geduckten Haltung heran, die so leicht aussieht, einen aber bald eindringlich an Alter und Leibesumfang gemahnt.

Das Fleisch von Wasserböcken ist kaum genießbar, es ist zäh, und außerdem haben diese Tiere ein Schutzmittel gegen Insekten im Fell — eine fette, stinkende Schmiere, die einem an den Händen kleben bleibt, wenn man sie anfaßt. Aber an rauher Schönheit steht er keinem Tier in Afrika nach. Der Bulle ist nicht so lang wie der Elch, aber er hat einen starken, zottigen Elch nacken, einen edlen Kopf, einen gedrungenen, dicht bepelzten Rumpf. Er wiegt rund 300 Kilogramm und

WASSERBOCK

Striwa
Garantie
FÜR 2 JAHRE
№
№
Für jeden Zweck verwendbar.
für jede Jahreszeit richtig,
für jedes Wetter geeignet,
für jedes Alter passend:
ein STRIWA-Ledermantel
Striwa
STRIWA G.M.B.H. LICHTENFELS/BAYERN
In allen guten Fachgeschäften

ist schön in Schwarz und Weiß und Graubraun gezeichnet. Die Hörner sind schlank und ebenmäßig geschwungen wie Parenthesen, im unteren Teil kräftig geringelt, und enden in blanken, zehn Zentimeter langen Elfenbeinspitzen.

Mein Bock kam unentwegt mit zurückgeworfenem Kopf auf mich zugeschritten. Meine Büchse wakkelte so, daß ich sie in der Gabelung eines verhutzelten Bäumchens auflegte. Ich hielt auf seine Brust, und die unsichtbare Macht, die Gewehre abfeuert, tat das Ihre. Es gab einen dumpfen Knall, der Wasserbock sprang kerzengerade hoch, machte in der Luft — gute zwei Meter überm Boden — kehrt und verschwand.

„Ich hab' ihn!" schrie ich Selby zu. „Wenn der nicht tot ist, fahre ich heute noch nach Nairobi zurück."

Von der Stelle aus, an der der Bock gestanden hatte, folgten wir etwa fünfzig Meter weit einer Reihe leuchtend roter Schweißspritzer und fanden ihn tot, mitten durchs Herz geschossen. Harry warf einen Blick auf die Hörner und sah dann mich an.

„Sie wissen vermutlich noch gar nicht, was Sie da haben, alter Junge", sagte er. „Aber wenn ich mich auf meine fünf Sinne verlassen kann, so haben Sie soeben den besten Wasserbock erlegt, den je einer aus Tanganjika herausgeholt hat."

Wir verstauten den Bock hinten in den Jeep und fuhren langsam durch die blau und weiß beblümte Ebene dem Lager zu, erfüllt von Selbstbeglückwünschungen und dem dringenden Wunsch, das Ereignis festlich zu begießen.

Plötzlich packte mich Kidogo bei der Schulter: „*Simba!*"

Es gibt kein zweites Wort in Suaheli, von dem ein solcher elektrischer Schlag ausgeht, wie von diesem Wort. Nicht allzu weit von uns bewegten sich, eine leise Kräuselung in dem Meer gelben Grases nach sich ziehend, die zwei abgerundeten, flach an den gelben Schädel gelegten Ohren einer Löwin, die im Begriffe war, eine Zebraherde anzupirschen. Sie schlich flach an den Boden gepreßt, so daß man nichts von ihr sah als Nase und Ohren.

Wir fuhren in immer weiteren Kreisen, bis wir noch drei Löwinnen und vier gefleckte, täppisch wacklige Junge aufgespürt hatten. Und dann sahen wir Papa. Er war sehr groß — stämmig und stattlich, mit einer dichten, kirschroten Mähne.

„Schöner Kerl", sagte Selby, „Besser als Ihr voriger. Ich schätze es wird heute noch einen toten Löwen geben. Jetzt wollen wir erst mal zurückfahren und was essen, und dann nehmen wir die Memsaab mit, kommen wieder und holen ihn uns."

Es war drei Uhr, als wir mit Virginia zurückkehrten, und die Löwen hatten sich in ein niedriges Dornakaziengebüsch verzogen. Ein paar hundert Meter weit davon entfernt legten wir den Kadaver eines frisch erlegten Topibocks aus. „Vorspeise", sagte Selby. „Einladung zur Mahlzeit."

Die FILTER Zigarette
für Anspruchsvolle
Für moderne Menschen mit Geschmack wurde SUPRA-Filter geschaffen. Den Gaumen erfreut sie durch ihr feines Aroma, den Verstand aber durch die Gewißheit größtmöglicher Schonung.

Gefilterter Rauch – Reiner Genuß!

Wir beobachteten aus etwa tausend Meter Entfernung durch unsere Feldstecher, was da kommen würde. Endlich, nach einer halben Stunde, tauchten die vier Löwinnen und das große männliche Tier aus dem Gesträuch auf und machten sich über den Köder her.

„Los", sagte Harry.

Der Wagenboy fuhr uns ziemlich nahe an die fünf Löwen heran. Harry, Kidogo und ich ließen uns aus der offenen Tür fallen, und der Wagen fuhr davon. Wir krochen bis auf vierzig Meter heran und duckten uns hinter ein kleines Gestrüpp.

„Endstation", flüsterte Selby.

Ich visierte das Genick des Löwen an und drückte ab. Er fiel mit Gebrüll um und schlug kraftlos um sich. Drei Löwinnen rannten auf das Gebüsch zu. Mutter Simba aber, der die Jungen gehörten, kam auf uns zu, hielt aber dann inne. Der Löwe richtete sich auf die Vorderpranken auf und begann zu brüllen, daß der Boden zitterte.

„Gib ihm noch eins", sagte Selby.

Ich mußte mich jetzt aufrichten; und als ich stand, griff die Löwin an. Nicht, daß für mich der Angriff einer Löwin uninteressant gewesen wäre, aber Papa bockte herum und brüllte und tobte, und ich mußte erst mal mit ihm fertig werden. Endlich stand er einen Augenblick still, und ich traf ihn dicht hinterm Ohr. Er sackte zu Boden.

Mama kam noch immer auf uns zu, sie war jetzt nur noch sechs Meter von uns entfernt. Ich richtete mein Gewehr auf sie und sah, daß Selb immer noch seelenruhig, seine rostig alte Büchse ziemlich nachlässig an d Wange haltend, auf einem Knie ve harrte. In knapp vier Meter En fernung blieb sie stehen, aber ih Schweif ging noch hin und her. S hatte ein garstiges Gesicht und ei mächtig großes Maul. Selby stan auf. Er ging auf sie zu, und ich auch wobei ich mir aber ziemlich einsa vorkam. Die Katze wich einen M ter zurück. Wir gingen weiter. S wich wieder einen Meter zurück.

Harry sagte ruhig in Suaheli z Kidogo, der mit einem Reservegewehr nahebei stand: „Steig in de Wagen. Dann decke den Bwana m deinem Gewehr." Zu mir sagte e „Decken Sie mich. Steigen Sie dan in den Wagen und decken Sie mic von dort aus weiter."

Kidogo und ich gingen zum W gen, der inzwischen nachgekomme war. Dann trat Harry einen Schri rückwärts. Die Katze duckte Ko und Brust flach an den Bode der Rumpf stand hoch, der Schwe schlug sachte hin und her. Har ging langsam immer weiter zurüc glitt schließlich in den Führersi und kuppelte aus. Dann schlug mit der Hand an die Wagenwan daß es krachte, und stieß ein Gebrü aus. Ich fuhr hoch. Ebenso die L win.

„Scher dich, du Mistvieh!" schr Harry mit einem kraftvollen Tri auf den Gashebel. „Weg mit di Die Löwin bleckte die Zähne u wich dann widerstrebend an d

Des Hauses Friede ist gestört,
auf einmal gab's Gerede.
Die Feindeinsicht der Nachbarin
eröffnete die Fehde.

Doch du, ein wahres Unschuldslamm,
du magst das gar nicht leiden,
und kaufst dir jetzt ein Springrollo,*
da wird sie dich beneiden.

Ein Handgriff genügt

*Springrollos schützen vor Sonne, Einblick und Zug
Kinderleicht zu handhaben und stets zuverlässig
Fragen Sie im Fachgeschäft

Vereinigung der Springrollo-Fabrikanten e.V.

Rand des Gebüsches zurück. Ich sah zum ersten Mal Virginia an.

„Idioten", sagte sie bitter. „Die ganze Landschaft wimmelt von Löwen, und da laßt ihr auch noch einen laufen, als ob's eine Miezekatze wär'. Mein Schicksal liegt in den Händen von Narren."

Harry zuckte mit den Achseln und breitete die Hände aus. „Zu viel Löwen auf einmal tut nicht gut", sagte er. „Die da war unangenehm. Dachte schon, ich müßte sie abschießen."

„Warum haben Sie nicht?" fragte ich. „Sie kam doch so nahe, daß sie Ihnen schon fast auf dem Schoß saß."

Harry sah mich fast mit Abscheu an. „Mein lieber Mann", sagte er, „sie hat *Junge*. Man läuft doch nicht herum und schießt weibliche Geschöpfe mit Kindern ab — außer, wenn es absolut notwendig ist."

„Wann ist es denn notwendig?" versetzte ich, nun selbst bitter und noch immer etwas zittrig.

„Oh", erwiderte Harry, „ich hatte vor, ihr noch einen halben Meter oder so zu geben."

„Die Memsaab hat völlig recht", sagte ich. „Sie ist von Idioten und Narren umgeben."

Aber es klang einem schön in den Ohren, am Abend von Old Katunga, der die Jagdbeute abbalgte, „Bwana Zwei Löwen" genannt zu werden. Ich sehe noch das Feuer dieser Nacht vor mir und den flackernden Schein der kleineren Feuer auf den schwarzen Gesichtern der Boys, während sie in der Runde hockten und ihre Fleischstücke brieten. Denn dies war ein Prachtsimba, dieser letzte Löwe meines Lebens, nach dem ich nie wieder einen schießen werde.

Sehr bald schon fing ich an, mir die afrikanische Denkweise zu eigen zu machen: daß, wenn man die gebührende Achtung vor dem Wild hat, es sauber schießt, in dem ihm vertrauten Gelände, und zugleich alle die Wunder des Tages in sich aufnimmt, Himmel und Luft und Gerüche und Blumen — daß man dann nicht bloß ein Tier getötet hat, sondern daß man ihm Unsterblichkeit verliehen hat, weil man es liebte und für immer haben wollte, um sich jederzeit diesen Tag wieder vergegenwärtigen zu können.

Harry, Virginia und ich sprachen oft darüber, wenn wir am Ende des Tages beisammensaßen und in das flackernde Lagerfeuer schauten.

„Ich bin", sagte Harry, „kein sonderlich religiöser Mensch, wissen Sie, aber es ist doch so allerhand vom lieben Gott zu merken hierherum. Die prächtigen bunten Vögel, das kräftige Leben, das man überall spürt und hört, das Gefühl von Frieden und, wie's in der Bibel heißt, Wohlgefallen. Aber eins hab' ich immer besonders im Sinn: was der alte Elefantenjäger Karamojo Bell einmal über die ‚langsam verglimmenden Lagerfeuer' am Ende eines anstrengenden Jagdtages geschrieben hat. Das ist das Afrika, das ich liebe — die langsam verglimmenden Lagerfeuer nach einem langen Jagdtag."

ARWA auf Taille
gibt dem Bein Figur!

„Mein Sohn", sagte ich, „Sie sind ein Romantiker. Und ich vergebe Ihnen, weil ich selber ein Mann der langsam verglimmenden Lagerfeuer bin." Die Abende waren das Beste. Es war immer schon dunkel, wenn wir müde und heißhungrig von der Jagd kamen. Ein heißes Bad spülte den Alkalistaub herunter, bügelte die Knoten aus den verkrampften Muskeln und linderte die Tsetsebisse an Hand- und Fußgelenken. Dann nach dem Essen, in der letzten Stunde vor dem Schlafengehen, saßen wir auf Feldstühlen am Feuer, lässig rauchend und dem Nachtkonzert zuhörend. Das Tollste von allem, was da an Lauten zusammenklang, war die Hyänensymphonie. Ich glaube, nicht einmal eine Hyäne selber weiß, über wie viele Tonarten und Register und Vibratos sie verfügt.

HYÄNE

Eines Abends, als wir in den Anblick der niedrig überm Sumpf hängenden Mondsichel vertieft waren, kamen zwei Dutzend Augenpaare bis auf Wurfweite ans Feuer. Die Symphonie jaulte uns nun aus nächster Nähe in die Ohren. Eine große Hyäne trottete noch näher in den Feuerschein und setzte sich keine fünf Meter weit von uns ganz dreist nieder. Sie bleckte ihre großen Zähne und sah uns gerade in die Augen.

„Verdammte Frechheit", sagte Harry. „Frühmorgens saß heute schon eins von den Biestern bei mir im Zelteingang, schaute mich an und leckte sich sein blödes Maul. Bei der nächsten Gelegenheit kann's passieren, daß sie einem glatt ein Stück aus dem Gesicht beißen. Ich schieße ungern Hyänen, aber dann und wann muß man's mal tun, sonst werden sie so frech, daß es gefährlich wird. Ich habe erlebt, daß sie in eine Negerhütte eingedrungen sind und ein Kind weggeholt haben. Scheußliches Vieh, und kann einem dabei auch wieder leid tun."

Wir saßen noch lange im Mondschein, während Harry über Hyänen plauderte.

Die Hyäne — *fisi* — ist ein lächerliches Geschöpf; man könnte sie einen schlechten Witz auf das ganze Tierreich nennen. Sie steht an so niedriger Stelle auf dem Totempfahl des Lebens, daß selbst der kümmerlichste Ureinwohner sich noch edel vorkommen kann, wenn er eine

Elegante Form
und technische Vollkommenheit
sind die besonderen Vorzüge der
SOENNECKEN
Füllhalter
SOENNECKEN-Füllhalter – aus Deutschlands
erster Füllhalterfabrik – sind mit der 14 karätigen
Goldfeder schon ab DM 11.– erhältlich.

sieht. *Fisi* hat ein Hundegesicht, die Ohren eines Löwen und den gedrungenen Rumpf eines Bären. Ihr Hinterteil ist chronisch gelähmt, so daß ihre Bewegung beim schnelleren Laufen ein buckliges, rückwärts abfallendes und die Hinterläufe nachschleifendes Gehumpel ist. Sie hat vielleicht unter allen Fleischfressern das kraftvollste Gebiß, ist aber so langsam und unbeholfen, daß ihr das lebende Fleisch, nach dem ihr das Maul wässert, mit Leichtigkeit entkommt. So ist *fisi* gezwungen, von dem Aas der Beute anderer Tiere zu leben — gezwungen, nur kranke oder entkräftete oder ganz junge Tiere zu reißen.

Wer *fisi* sieht, wie sie einer Herde Wild nachschleicht und darauf lauert, daß ein krankes oder lahmes Tier zurückbleibt, wird sie verachten. Dennoch gehört dieses plumpe, unselige leichenfresserische Vieh so wesentlich zum afrikanischen Leben, daß man es sehr vermissen würde, wenn es verschwände. Vor allem ist die Hyäne Chef des Sanitätskorps. Dank der Hyäne, dem Geier, dem Marabu und den Termiten riecht es in den weiten wogenden Steppen Afrikas fast nie nach Aas; was heute ums Leben kommt, ist morgen sauberes, weißes Gebein. Und ohne das ständige Herumlungern der Hyänen ums Lager, mit ihrer unbeschreiblichen Nachtmusik, die von dumpfen Knurr- und Keuchhustenlauten bis zu gellenden Schreien und markdurchdringendem, wahnwitzigem Gekicher, dem „Hihihihiii" einer Irren, reicht, hätte Afrika nie den erregenden Zauber, der die Nachtgeräusche und das flackernde Lagerfeuer so wundervoll macht.

Wir saßen noch eine Weile still bei einer letzten Zigarette und sahen zu, wie das Feuer nach und nach sank, bis nichts mehr da war als graue Asche über glimmender Kohle. Als ich zu Bett ging und unter mein Moskitonetz kroch, konnte ich mich vor dem Einschlafen des Gedankens nicht erwehren, daß das Netz für kein auch nur einigermaßen hungriges Geschöpf ein wirksames Hindernis darstellte.

JEDER, dem ich in den letzten sechs Monaten begegnet war, wußte etwas über Leoparden zu erzählen. Daß sie sich so schnell bewegen — man sieht sie kaum. Daß man nur ein einziges Mal zu Schuß kommt, und husch! ist der Leopard verschwunden. Daß es immer schon Nacht ist, wenn sie zum Köder kommen, und daß ein Leopard niemals auch nur das leiseste Knurren von sich gibt, um seine Anwesenheit nicht zu verraten, sondern wie ein Nebelstreif aus zwei Meter Entfernung auftaucht oder sich lautlos von einem Baum auf deinen Nacken fallen läßt. Daß die Fänge und Klauen des Leoparden immer septisch sind, weil er die Gewohnheit hat, auch Aas zu fressen. Daß sehr viele Berufsjäger ihn für gefährlicher als den Elefanten und den Büffel halten, weil er auch zum bloßen Vergnügen tötet. Ein großer Leopard wiegt nur etwa 65

DIE SILBERDOPPELPACKUNG 50 PFG.

So ein Rind gibt für Auguste die spezielle, die bewußte Suppe, die so festlich stimmt, wenn darin die Nudel schwimmt. Doch die Rindfleischsuppe macht Arbeit – mehr, als man gedacht! MAGGI-FRIDOLIN weiß Rat, denn, wie stets, ist er auf Draht: „Rindfleischsuppe? Kein Problem! MAGGI macht es dir bequem!"

In jeder Küche: MAGGI Erzeugnisse – immer sehr gut, immer preiswert, immer zeitgemäß. Aus Frankfurt/Main Postfach 1/188a schreibt gern mehr und schickt Rezepte

MAGGI Fridolin

der freundliche Helfer der Hausfrau

Kilogramm, aber ich habe einmal ein 90 Kilogramm schweres Zebrafohlen gesehen, das ein Leopard in die Gabelung eines Baumes, neun Meter überm Erdboden, eingezwängt hatte; das gibt eine Vorstellung von der ungeheuren Kraft, die unter diesem herrlichen gefleckten Goldfell spielt.

„Wirklich eigenartige Geschöpfe", sagte Harry. „Sie gelten als die scheuesten, gespenstischsten Tiere, die es gibt, aber manchmal spazieren sie einem durchs Eßzimmer und spukken einem in die Augen. Und warten Sie, bis Sie einen Leoparden auf einem Baum gesehen haben. Das gibt's in der ganzen Welt nicht wieder."

Wir hatten, 500 Meter vom Lager entfernt, die Kadaver einer Grants Gazelle und eines Warzenschweins in eine Baumgabelung gebunden. Jetzt wehte der Wind einen fürchterlichen Gestank zu uns herüber.

„Aha", sagte Harry, „der Köder hat jetzt gerade die richtige Reife. Das duftet unseren Freunden besser als Camembert. Wollen sehen, ob nachmittags einer kommt."

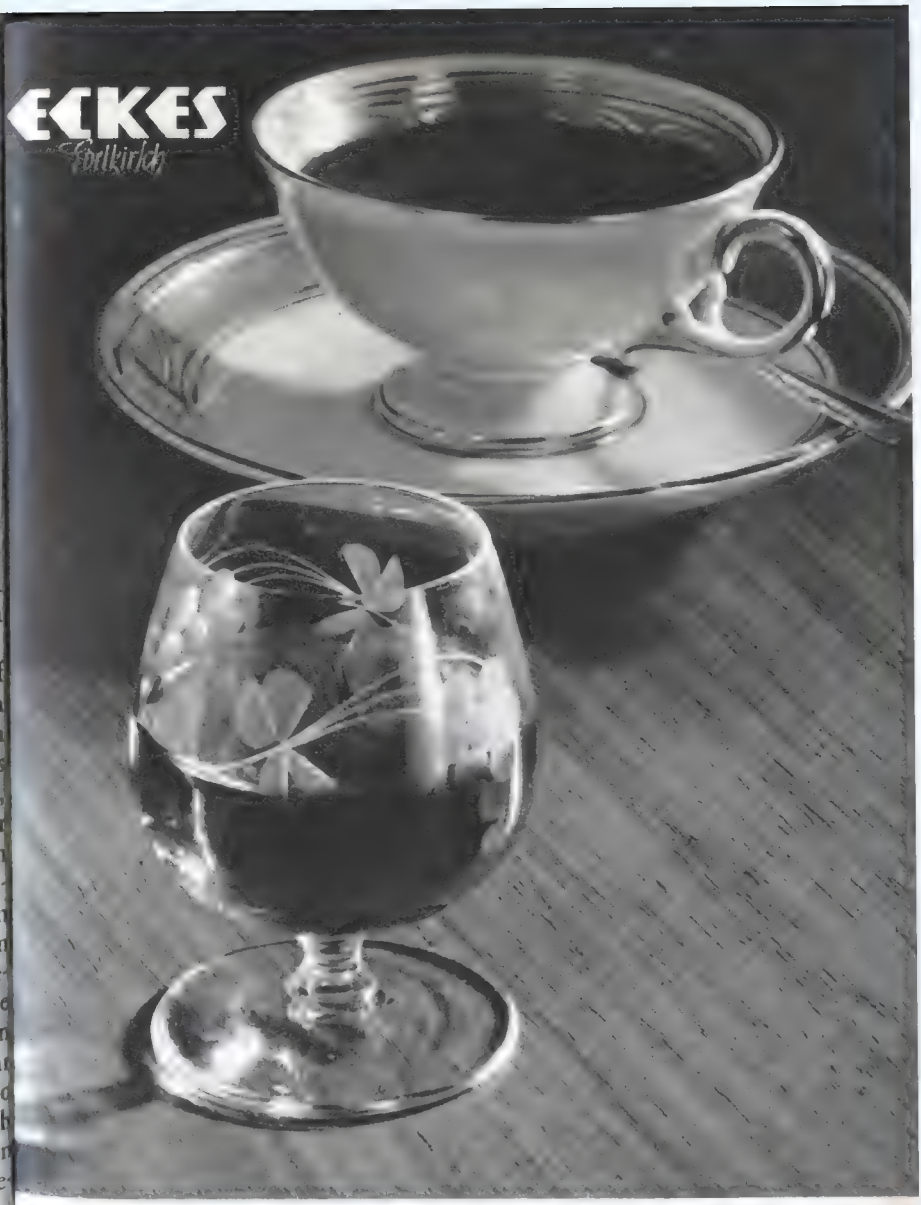
Um vier Uhr setzte der Jeep uns bei dem „Schirm" ab, einem Halbrund aus Dorn und Laub, dessen getarnte Vorderseite dem Baum zugekehrt war. Vor der Abfahrt vom Lager hatte Harry gesagt: „Wenn Sie husten müssen, husten Sie bitte jetzt. Wenn Sie niesen oder sich kratzen oder sonstwas müssen, tun Sie's jetzt, denn die nächsten drei Stunden werden Sie regungslos im Schirm sitzen, ohne einen Muskel zu bewegen oder den leisesten Ton von sich zu geben. Leoparden sind ungemein geräuschempfindlich."

Wir setzten uns. Käfer und Fliegen kamen. Kleine Tiere kamen. Aber kein Leopard. Es wurde fünf, es wurde sechs. Kein Leopard. Es wurde so dunkel, daß man die Köder im Baum nur noch durchs Zielfernrohr der Büchse und selbst dann nur undeutlich erkennen konnte.

Meine Uhr zeigte zwölf Minuten vor sieben, als ich Harrys Hand auf meinem Arm fühlte. Von links, vom Fluß her, kam plötzlich rasendes Paviangeschrei. Es dauerte nur eine Sekunde. Dann war mit einem Mal Grabesstille rings um uns her. Kein Vogel. Kein Affe. Kein nichts.

Ich hielt meine Augen starr auf den Baum gerichtet. Man hörte ein Geräusch, wie wenn steifer Khaki an Gesträuch hinstreift, und wo nichts gewesen war als eine leere Astgabel, war jetzt nichts als Leopard. Er reckte seinen schönen gefleckten Hals, wandte hochmütig und langsam seinen großen Kopf, und nun war es, als starrte er mir mit den kältesten Augen, die ich je sah, geradenwegs in die Seele. Ich richtete das Zielfernrohr mitten zwischen diese Augen, und dann plötzlich war er weg, man wußte nicht, wie. Wo Leopard gewesen war, war nur noch Baum. Kein Husch, kein Schatten einer Bewegung war zu sehen gewesen, als er verschwand.

Auf einem höheren, schrägen Ast links von dem Köder erschien er wieder. Goldgelb und schwarz gegen das dunkelgrüne Laub, stand er in



vieren Sie Ihren Gästen nach dem guten Kaffee einen vollfruchtigen, herben Kirschlikör wie Eckes. Sie erleben dann einen neuen Genuß: bei Eckes-Edelkirsch dominiert nicht die Süße, dern das naturhaft-herbe Kirscharoma. Sie schlürfen bei jedem Schluck die volle Fruchtigkeit nenreifer Amorella-Kirschen aus dem Zentrum des rheinischen Obst- und Weinbaugebietes. es-Edelkirsch wird wegen seiner vollfruchtigen Herbheit von Damen wie von Herren gern ge-

voller Pracht auf diesem Ast, stolz im Profil aufgerichtet wie ein Schlachtroß auf einem alten Wandteppich. Die Spitze meines Fadenkreuzes richtete ich auf seine Schulter, und eine Stimme in mir wisperte: *Man hat nur einen Schuß auf einen Le . . .*

Ich hörte den Schuß nicht. Ich hörte nur den dumpfen Einschlag, und der Leopard fiel herunter wie ein Sack voll feuchten Zements.

Wir gingen vorsichtig zu ihm hin und fanden ihn friedlich schlafend, wo er hingefallen war. Regungslos für immer. Diese großäugige, wundervolle goldene Katze — ein über zweieinhalb Meter langer und 65 Kilogramm schwerer männlicher Leopard — war nun mein. Er war im Tode eher noch schöner anzusehen als im Baum. Gar nicht verfallen. Die Augen klar.

„Der Leopard", sagte Harry, „ist die schönste Jagdbeute in Afrika."

Wir hatten eine ungewöhnliche Glückssträhne. Außer dem Leoparden, dem Wasserbock und den Löwen hatten wir einen Büffel, zwei außerordentlich schöne Impala-Antilopen, einige prächtige Grants und Thomsons Gazellen und eine kapitale Elenantilope erbeutet. Ich wäre am liebsten den ganzen Sommer im Campi Abahati geblieben. Aber meine Zeit ging dem Ende zu, und so brachen wir nach dem Manjarasee und dem Rhinozerosgebiet auf. „Der Manjara wird Ihnen gefallen", sagte Harry. „Da ist richtiger Filmurwald — tropisch, Riesenbäume, Bananen — so das dampfend heiße Afrika. Und die Seeufer wimmeln von Rhinos."

Es war eine lange und unerfreuliche, heiße und anstrengende Zweitagereise, bis wir den Lagerplatz erreichten. Er lag an einem Wasserlauf, der Mto-Wa-Mbu (Fluß der Moskitos) heißt, auf einer Andeutung von Lichtung, überragt von wilden Feigenbäumen, Brotfruchtbäumen, hohen Akazien, alle dicht von Lianen verwoben. Am Mto-Wa-Mbu erwarb ich mir eine lückenlose Kenntnis von den Gepflogenheiten blutsaugender Insekten. Die Tsetsefliegen dort fassen mit den Füßen festen Halt und bohren sich dann durch drei Schichten Leinwand. Alle Moskitos sind viermotorig, und ihr Summen klingt mehr nach Drillbohrer als nach Insekt. Ich war schließlich dermaßen zerstochen, daß das Geziefer in die Stiche stechen mußte.

Am Morgen nach unserer Ankunft fuhren wir durch den von Schmetterlingen wimmelnden, von Schlingpflanzen durchflochtenen Urwald zum See. Als wir ans Ufer herauskamen, brachen an die zwölf Strauße aus dem Busch und rannten närrisch vor uns her, knietief auf ihren großen Spreizfüßen im See entlangpatschend. Ein Rudel schnaufender kapriolender Gnus und fünfzig oder mehr Zebras schlossen sich unserem Ehrengeleit an. Scharen kreischender Wasservögel stoben vom schlickigen Rand des Manjara auf. Ein Schwarm Flamingos flog triefend, eine unb

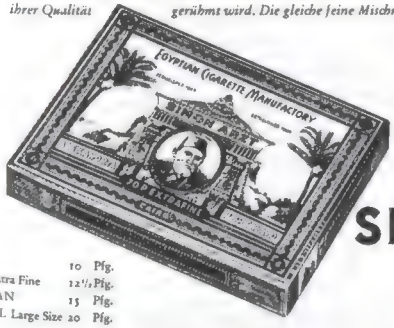
Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen

STEPHAN STUTTGART

Anno 1869

wurde in Port Said mit glanzvollen Festen in nie erlebter orientalischer Pracht der Suez-Kanal eingeweiht. Farbenfrohe und feierliche Empfangsceremonien an Bord der »Mahroussa« des Vice-Königs von Ägypten, son Altesse le Khedive Ismail Pascha, ein beschwingtes Fest von tänzerischem Charme und französischem Esprit in den Prachträumen der Dampfyacht »Aigle« der Kaiserin Eugenie von Frankreich, während Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem Aviso »Grille« die Elite der Männer zu einem Herrendinner von eindrucksvoller Harmonie vereinte, waren der Auftakt.

In diesem Rahmen von einmaligem Ausmaß gründete SIMON ARZT *am 17. November 1869 die Société »Egyptian Cigarette Manufactory* SIMON ARZT*«. Die Fürsten Europas, die Persönlichkeiten der Welt rauchten in diesen Tagen eine einzige Sorte Cigaretten:* SIMON ARZT. *Die gleiche Festtags-Cigarette, ohne jede Änderung, genießen auch Sie heute, wenn Sie* SIMON ARZT *rauchen. Süß und mild sind die türkischen und macedonischen Provenienzien der* SIMON ARZT, *die in der ganzen Welt wegen ihrer Qualität gerühmt wird. Die gleiche feine Mischung, die eine Kaiserin bezauberte, wird auch Sie begeistern.*



SIMON ARZT

Cigaretten

ÜBERALL IN DER WELT

1815	10 Pfg.
70 P Extra Fine	12½ Pfg.
SULTAN	15 Pfg.
No. 70 L Large Size	20 Pfg.

schreibliche rosa Wolke, über den See hin. Vom Hügelhang her war ein Krachen im Busch zu hören, und eine kleine Elefantenherde trompetete unmutig.

„Teufel noch mal", knurrte Selby, „mit dem Empfang werden sie uns sämtliche Rhinos hier verjagen."

Aber dann hielt er an und deutete auf einen unförmigen Klumpen, etwa tausend Meter von uns entfernt. Für meine Augen sah das Ding aus wie ein großer, grauer Termitenhügel.

„*Faro* (Rhino)", sagte er und griff nach dem Feldstecher. „Eine Kuh mit einem dreiviertel ausgewachsenen Kalb, taucht gleich hinter der Baumgruppe auf. Horn nicht gut – schaut aus wie eine Banane –, aber wir wollen doch ein bißchen Spaß haben, damit die Memsaab ein paar Aufnahmen machen kann. Wir stehen gegen den Wind, und sehen können diese Biester fast gar nicht. Wir können also bis in allernächste Nähe an sie heranfahren."

Als wir uns ihnen näherten, hob die Nashornkuh verwundert den Kopf. Das große, stumpfsinnige Gesicht schnoberte hin und her in den Wind. Mit ihren kleinen Augen blinzelte sie schwachsichtig. Sie kam langsam und immer noch die Nüstern spannend auf uns zugetrottet.

Vielleicht würde *Ihr* Atem nicht schneller in der Brust gehen, wenn Sie zum ersten Mal dreitausend Kilo vorsintflutlich gepanzerten Lebendgewichts auf sich zukommen sähen. Meiner tat es. Virginia sah ein bißchen kalkig im Gesicht aus, und ihre Stimme war etwas schlotterig, als s sagte: „Voran, ihr Krieger, und kü mert euch nicht um mich. Es mac mir nichts aus, an akutem Nasho zu sterben. Sensationen, Kinder, Se sationen!"

Die Nashorndame mit dem stat lichen Kind war sichtlich übler La ne. Sie warf einen einzigen scharf Blick auf den Jeep und griff an. Ba (an zweieinhalb Tonnen Baby) gi von der Seite auf uns los. Harry g Gas, und wir schlüpften zwisch ihnen durch. Mutter stoppte. Ki stoppte.

Wir machten kehrt. Harry b nutzte jetzt den Jeep ganz ähnli wie ein Stierkämpfer seine *mule* benutzt, um das Tier in raschem Au weichen an sich vorbeischießen z lassen. Der Unterschied war nur, da wir uns alle *in* der *muleta* befande Die alte Kuh ließ nicht ab. Sie ka immer wieder wütend auf uns zu, d Sprößling eifrig daneben. Jedesma wenn sie ihr Horn am Hinteren des Jeeps zum Aufwärtshaken senkt riß Selby den Wagen nach rech oder links herum oder gab Vollg und ließ die alte Dame mit gsprei ten Vorderbeinen und stark ramp nierter Würde hinter sich. Sie macht einen letzten verzweifelten, rach schnaubenden Vorstoß, verfehlte u um zwei Meter und verzog si grunzend in vollem Galopp in de Busch, der Sprößling dicht a Schwanz hinterdrein.

Ich hatte Virginia gegen die Win schutzscheibe gestützt, während s die Filmkamera surren ließ. Als d

eine **PFAFF**

Weil sich ihr Wert herumgesprochen hat, ist man hinter der Pfaff-Nähmaschine her. Lang erprobt, gut bewährt, weltbekannt, das sind nur einzelne Eigenschaften, welche die Pfaff-Nähmaschine auszeichnet.

Verlangen Sie Sonderprospekt Nr. 31

M·PFAFF AG·NÄHMASCHINENFABRIK·KAISERSLAUTERN

Rhinos wegstampften, ließ ich sie auf das Kissen zurückgleiten. Sie war ganz blaß, und man hätte ihr die Augen aus dem Kopf löffeln können.

„Ein paar gute Aufnahmen gemacht?" fragte Harry.

„Wenn Sie nahe meinen, ja", versetzte sie. „Die Alte hatte ihre Schnauze ein paarmal direkt im Reservereifen." Dann eine Pause. Dann: „Ach, du mein Gott!"

Sie hielt mir die Kamera hin. Vor der Linse steckte noch das Seidenpapier, das sie zum Schutz gegen Staub immer darüber stopfte!

„Bravo", sagte ich. „Warum hast du dir übrigens die Mühe gemacht, eine Kamera mitzunehmen?"

„Ich bin eben einfach nicht gewohnt, jeden Tag von Nashörnern angegriffen zu werden", erwiderte Virginia mit dem gewissen Ausdruck, der besagt: Nimm dich in acht, sonst fang' ich zu weinen an.

WÄHREND der nächsten zwei Wochen waren wir fleißig hinter Rhinos her. Wir sichteten in dieser Zeit achtundzwanzig und pirschten sie alle an, gaben aber keinen Schuß ab. Fast alle waren Kühe mit Kälbern oder Jungbullen, und Harry war einer von denen, die ihre Kunden lieber gar nichts als etwas ihrer Reputation Unwürdiges schießen lassen.

Ich erfuhr mit der Zeit eine ganze Menge über meinen jungen Freund. Obwohl es sein Beruf ist, anderen Leuten zum Schuß zu verhelfen, ist es ihm selber so zuwider, ein Gewehr zu benutzen, wie ich das noch bei niemand sonst gefunden habe. Es la ihm nur daran, Tiere zu beobachte und mehr über sie zu lernen.

Ich erfuhr, daß es heute keine dre ßig erstklassige Berufsjäger in Br tisch-Ostafrika gibt. Sie verdiene bei ihrer anstrengenden Tätigkei bei der sie täglich und stündlic Gefahren ausgesetzt sind, wenig als ein guter Kellner in New Yor

Dennoch haben alle diese Männ es sich zum Beruf gemacht, täglic mit Löwen, Leoparden und dem ge fährlichsten Trio — Büffel, Elefan und Nashorn — umzugehen. S haben es fertiggebracht, am Lebe zu bleiben, obwohl fast jeder vo ihnen Hornwunden und Krallen narben hat. Sie haben gewaltige Respekt vor gefährlichen Tieren Wenn sie verwundet werden, habe sie das in 99 von 100 Fällen nur de Feigheit oder Dummheit eines Kun den zu verdanken, dem sie zu Hilf kommen müssen. Trotzdem wir kein Kunde jemals als Feigling ge brandmarkt oder als schießwütige Sonntagsjäger verschrien. Kein Frau verfehlt ihren Löwen — jeden falls nicht im Rapport.

Der Berufsjäger auf Safari ist ver antwortlich für die Sicherheit de ganzen ‚Ladens' — für dich, sic selbst und die schwarzen Boys. E überwacht das Lager, eine winzig transportable Stadt. Er ist der Füh rer durch pfadlose Öden, der Erfah rene, der das Wild aufspürt und da für sorgt, daß sein Schützling in möglichst günstiger Position zu Schuß kommt. Er vereint die Ob

a
der Strümpf für Sie!
chic - flott - elegant

BÜFFEL

liegenheiten eines Schiffskapitäns, Leibwächters, Fremdenführers, Dolmetschers, Gesellschafters, Mechanikers und Handlangers.

Wenn du ein Wild nur anschießt, ist der Jäger derjenige, der in den Busch gehen und ihm den Rest geben muß, aus Menschlichkeit sowohl wie vorsichtshalber, da ein angeschossener Löwe oder Büffel unweigerlich den ersten unglücklichen Eingeborenen, der ihm in den Weg läuft, umbringt. Der Jäger steht dir zur Seite, um dir zu Hilfe zu kommen, wenn es gefährlich wird. „Ich gèbe nicht *so* viel auf Leute, die eine Erbse auf 300 Meter spalten können", sagte Harry einmal: „Was ich von einem wissen will, ist, ob er vor einem angreifenden Büffel auf zwei Meter seinen Mann steht."

Wir verbrachten einige Zeit in Uhehe im Gebiet von Iringa, oben auf dem Hochplateau von Tanganjika, wo wir die scheuen, riesigen Kuduantilopen jagten, aber ohne E folg. Dann kehrten wir in die Step bei Kiteti zurück, um es noch ei mal mit Rhinos zu versuchen. waren keine Nashörner da. Ab eines Tages sahen wir von eine steilen Hügelhang, drei Kilomet weit von uns, ein Gesprenkel, das dieser Entfernung wie eine Ansamm lung winziger schwarzer Würm aussah.

Adam, der zweite Gewehrträge deutete hin und sagte: „*Mbogo* Büffel. Ich spürte, wie sich me Magen zusammenzog. Ich hatte vie oder fünfmal eine Büffelherde durc gehen sehen und seitdem einen hei gen Respekt vor dem mächtig Wildochsen, der Muskeln hat w Taue und Hörner wie Stahlträge Groß ist er und bösartig und häßlic rachsüchtig, grausam und gehässi Er schaut drein, als ob er einen pe sönlich haßte. Er schaut drein, als o man ihm Geld schuldete. Er scha drein, als ob *er* der Jäger wäre un man selbst der Gejagte.

Harry besah sich die Büffel durc den Feldstecher. Es waren an zwe hundert. „Ein guter Bulle ist bei d Herde", sagte er. „Ich denke, w holen ihn uns."

Wir brachen auf zu der Dreikil meterpirsch. Man ging, wenn möglich war, man kroch, wenn nicht möglich war, man glitt auf de losen Steinen aus, man kämpfte sic durch den zähen Dorn. Zulet „robbte" man nur noch, die schwe Büchse vor sich herstoßend, d Augen von Schweiß überschwemm

GUT GEKLEIDET
WETTERGESCHUTZT
MIT EINEM
Fulwiline

die Hände voller Dornen, das Herz in der Kehle. Und als Abschluß war dann die Selbysche Spezialmethode vorgesehen: Sprung auf, und mit Gebrüll direkt auf den Bullen los, im Vertrauen darauf, daß das verdutzte Tier noch die dreißig Sekunden lang stillhalten werde, bis man schoß. Man konnte nur hoffen, ihn so gut zu treffen, daß man nicht nötig hatte, ihm in das Dickicht zu folgen, in das er sicher verschwand — um dort auf einen zu warten.

Wir waren jetzt, auf dem Bauch kriechend, inmitten der Herde; rings um uns her grasten die Büffel, ohne uns zu beachten. Es ist ein schwer zu beschreibendes Gefühl, von zweihundert Tieren umgeben zu sein, jedes 800 bis 1100 Kilo schwer, Tieren, so reizbar und launisch wie Kampfstiere und genau so gut imstande, einen in ungewollt ausbrechender Panik wie in absichtlichem Angriff totzutrampeln.

Ein Büffel aus der Nähe gesehen ist nicht schön. Sein Körper ist plump, kurzbeinig und unverhältnismäßig lang. Er riecht nach Schlamm und Dung. Seine Hörner sind massiv genug, dir alle Eingeweide zu zerquetschen, wenn es ihm je gelingen sollte, dir einen, wenn auch nur leichten Schlag mit der flachen Seite zu versetzen; und scharf genug, ein Loch in dich zu stoßen, in dem du einen Zaunpfahl verstecken könntest; und kotig genug, eine Armee zu infizieren. Er hat gespaltene Hufe, und es ist ihm eine Wonne, auf deinem Leichnam herumzutanzen, bis nicht mehr viel davon übrig ist. Seine Zunge sogar ist eine Waffe; sie ist hart und rauh wie eine Raspel. Wenn du auf einen Baum kletterst, wird *mbogo* seinen häßlichen Hals recken und dir das Fleisch von den Knochen lecken, so weit er reichen kann; seine Zunge holt es so leicht herunter, wie ein Kind Eis vom Stiel schleckt.

Daß man den Angriff eines Leoparden mit einer Schrotladung abwenden kann und daß er leicht stirbt, wie die dünnfelligen und zartknochigen Katzen alle, das wußte ich nun schon. Ich wußte auch, daß man einen Elefanten oder ein Rhino, die auf einen losgehen, von ihrem Vorhaben abbringen kann, indem man ihnen ins Gesicht schießt. Aber *mbogo*, angeschossen, gilt allgemein als der Zäheste der afrikanischen Tierwelt, der das Blei gleichsam in sich hineinsaugt und sich nicht im mindesten dadurch aufhalten läßt. Man muß ihn töten, um in abzuschrecken.

Mitten in meinen Betrachtungen schaute eine alte Büffelkuh, die ich nicht gesehen hatte, mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß, über den Busch, hinter dem ich versteckt lag, und sagte: „Grrrumpf!"

Ich stand auf. In diesem Augenblick rappelte sich der Leitbulle auf die Füße. Ich feuerte. Er ging zu Boden, kam dann wieder hoch. Ich drückte abermals ab — Ladehemmung! Dann hörte ich Harry schießen. Der Bulle brach zusammen, kam aber nochmals hoch und lief

. Werner: Werkneubauten in Oberkochen Farbaufnahme mit Zeiss-Tessar 1:2,8, f = 80, Blende 11, $^1/_{25}$ Sek.

Über die Kennzeichnung der ZEISS-OBJEKTIVE

Unsere bisher mit Zeiss-Opton gravierten Objektive werden künftig mit Carl Zeiss graviert. Es liegt auf der Hand, daß diese Umstellung nicht von heute auf morgen erfolgen kann, so daß noch eine geraume Zeit Objektive mit beiden Gravuren auf dem Markt sein werden. Dies gibt uns Veranlassung zu folgender Erklärung:

Unter dem Namen Zeiss-Opton hat unser Werk nach dem Krieg seine Stellung als führender Hersteller photographischer Hochleistungsobjektive auf allen Märkten der Welt zurückerobert. Wenn die Freunde unserer Objektive künftig die bisherige Gravur vermissen und an deren Stelle die Gravur Carl Zeiss vorfinden, so dürfen sie davon überzeugt sein, daß zwischen Objektiven der neuen und der bisherigen Gravur nicht der geringste Qualitätsunterschied besteht. Alle künftig mit Carl Zeiss gravierten Objektive sind in ihrer Qualität identisch mit unseren bisher unter dem Namen Zeiss-Opton gelieferten Objektiven.

ZEISS
Objektiv
das Adlerauge
Ihrer Kamera

CARL ZEISS
OBERKOCHEN

davon. Alle Büffel hinterdrein. Sie strömten an uns vorüber wie durchfahrende Güterwagen, schnaubend, Schaum ausstoßend, die Augen rollend, daß man das Weiße sah. Aber sie zogen vorbei.

„Er ist sicher erledigt", sagte Selby. „Aber rauchen wir lieber erst eine Zigarette und lassen wir ihm Zeit, ein bißchen krank zu werden, bevor wir ihm nachgehen."

Wenn ein gefährliches Wild angeschossen ist, schickt der Berufsjäger für gewöhnlich den Gast in den Wagen zurück, während er selbst ins Dickicht geht und sich sein Honorar verdient, indem er dem wütenden Tier den Rest gibt. Hat sich der Gast bis dahin immer brav gehalten, so wird der Jäger ihn vielleicht höflich fragen, ob er mitgehen und sich an dem Spaß beteiligen will.

„Na also", sagte Harry, als ob da überhaupt keine Frage wäre, „gehen wir und ziehen wir ihn am Schwanz heraus."

Das war der Ritterschlag.

Wir prüften nach, ob die Gewehre geladen waren, und begaben uns in den Busch, Adam und Kidogo voraus, den leuchtend roten Schweißspuren des Schusses nach. Es gab eine Menge Stellen, wo der Büffel hätte sein können — dicht verwucherte Stellen, an denen jeder vernünftige Büffel haltgemacht und gewartet hätte. Aber dieser war ein Büffel besonderer Art: er lief und lief, ohne eine Pause.

Aber während ich, das Unterholz mit dem Gewehrlauf auseinanderbiegend, mir meinen Weg stocher und die beiden schwarzen Unschuld kinder etwas weiter voraus sic durchschlugen, voller Vertrauen dar auf, daß ich meine Sache scho machen würde, wenn plötzlich au zwanzig Meter Entfernung ein Büf fel aus dem Busch bräche — während dessen also machte ich immerhin di Erfahrung, wie lange Furcht vor hält: an welchem Punkt die gewöhn liche Furcht von der Furcht vor de Furcht verdrängt wird, und wann sie in kalte Entschlossenheit um schlägt.

Wir liefen dem Bullen drei Stun den lang nach, jedes Grasbüschel jedes Gesträuch nach diesen 110 Kilo rachgieriger Muskelkraft und lauernder Bosheit absuchend. Dre Stunden lang war ich mit den Ner ven am Rande und in einem Zustand überreizter Wahrnehmungsfähigkeit so daß ich bei jedem Laut, jeden Windhauch schon einen rasenden Büffel zum Angriff hervorstürzen sah.

Wir fanden ihn tot.

Ich haßte ihn, weil er nicht lebte weil er nicht angegriffen hatte, weil er mich nicht in Wirklichkeit hatte be weisen lassen, was mir innerlich schon zur Gewißheit geworden war. Meine und Harrys Kugeln waren durch die untere Herzhälfte gedrungen, und trotzdem war er noch fünf Kilometer in drei Stunden gelaufen.

Virginia erwartete uns, als wir in der samtschwarzen Nacht ans trauliche Lagerfeuer zurückkehrten.

„Ich weiß nicht, warum du mich

Warum ?

ist unter einem jugendlich schönen, männlichen Haupthaar so oft schon die Glatze verborgen abgezeichnet?

Zwei Ursachen wirken bei der Entstehung des typischen männlichen Haarausfalles zusammen:

1. Das Wachstum der knöchernen Schädelwölbung über den allgemeinen Wachstumsstillstand hinaus, so daß die knöcherne Schädelwölbung allmählich umfangreicher wird.

2. Die derbe Unnachgiebigkeit des sogenannten Sehnenhelmes, der über die knöcherne Schädelwölbung zieht und mit dem der Haarboden in dem bekannten Glatzengebiet fest verwachsen ist. Durch die wachsende Schädelwölbung geraten nun Sehnenhaube und Haarboden im Glatzengebiet allmählich unter Spannung und Druck, es kommt zu fortschreitender Verdünnung des Haarbodens, zur Verschlechterung der Durchblutung und anderen Störungen der behaarten Kopfhaut, zum vermehrten Haarausfall und verringerter Haarregeneration und zuletzt zur Glatzenbildung.

In dem mit der Sehnenhaube nicht fest verwachsenen Teil des Haarbodens, nämlich in dem die Glatze umrahmenden Gebiet des Resthaarkranzes, in dem eine Zug- und Druckerhöhung nicht eintreten kann, bleibt das Haarwachstum dauernd erhalten.

Für die Zusammensetzung des biologischen Haartonikums Trilysin sind diese wissenschaftlichen Erkenntnisse maßgebend.

SCHEMA DER GLATZENFORM UND GLATZENENTWICKLUNG

a normale Haargrenze gegen die Stirn
b Gegend der Geheimratsecken
c Glatzenfeld am Haarwirbel
d Resthaarkranz

Die Pfeile zeigen die Entwicklungsrichtung zur Vollglatze an.

TRILYSIN

DAS WISSENSCHAFTLICHE HAARTONIKUM

Die Schuppen verschwinden –

Das Kopfhautjucken läßt nach –

Der Haarausfall hört auf –

Der Haarboden gesundet.

solche Sachen machen läßt", sagte ich. „Warum hältst du mich nicht zu Hause wie jedes brave Eheweib, das seinen Mann liebhat?"

Virginia schaute uns an, dornzerfetzt, tsetsezerbissen, moskitozermalmt, selbstmörderisch abgehetzt, wie wir waren.

„Idioten", sagte sie.

Die letzten Tage in Kiteti brachten noch dies und das. Ich schoß eine schöne Oryxantilope und einen prächtigen Jagdleoparden (ein Tier, halb Hund, halb Katze, von dem es heißt, daß er 120 Kilometer in der Stunde läuft, wenn er's eilig hat). Am letzten Tage, als die Boys schon das Lager abbrachen, sagte ich zu Harry: „Schauen wir uns doch noch mal für ein paar Stunden um; ich mag noch nicht adieu sagen."

„Sie sollten auch wirklich noch ein Zebra schießen", meinte Harry. „Sie können das Fell ihren Freunden mitbringen, und die Boys können etwas frisches Fleisch für den Heimweg gut gebrauchen."

Wir fuhren zum letzten Mal über die Hügel, sahen noch einmal alle die Wahrzeichen dieser Landschaft, die wir nun so gut kannten — die mit Steinen besäten Hügel hier, die langen, blauen Höhenzüge dort, die einsame Siedlung nach Moschus riechender Termitenhügel, der saftig grüne Grasstreifen mit den groteskgravitätisch herumstehenden Giraffen, die kreisenden Bussarde, die wie Pferde trabenden Straußenherden. Dies war es, was ich im Gedächtnis behalten wollte, mehr als das, wa ich geschossen hatte.

Plötzlich deutete Harry auf etwa „Zebra."

Ich sah einen großen Hengst, d hinter seiner Herde hertrottete. Ic kletterte aus dem Jeep und feuert einmal. Er taumelte und galoppiert dann wie rasend davon. Ich wußte daß er, durchs Herz geschossen 500 Meter weit rennen und berei tot sein würde, wenn wir bei ihm an kämen.

Er lief auch wirklich so weit un brach dann zusammen, als hätte ih jemand mit dem Hammer auf de Schädel geschlagen. Wir fuhren hin und Adam, der fromme mohamme danische Gewehrträger, sprang mi seinem Messer ab, um sein Fleisc nach mosleminischem Ritus zu heil gen und genießbar zu machen: e schnitt ihm die Kehle durch.

Mit durchschnittener Kehle durchschossenem Herzen, tot un geheiligt lag dieser Zebrahengst d und man wollte eben daran gehe ihm das Fell abzuziehen. Aber j mand hatte vergessen, ihm zu *sagen* daß er tot sei. Er richtete sich au und schleuderte Adam sechs Mete weit weg. Er stieg auf die Hinte beine und griff Selby und mich an Harry lehnte gerade an der offene Wagentür. Ich lehnte am Kotflüge

Er war grausig anzusehen — blu besudelt, wild, den zornigen Kamp schrei der Hengste herauskreischen aus aufgerissenem Maul, die lange gelben Zähne, die einem Mann mi einem Biß den Arm abschnappe

HERBERT LEUPIN

können, drohend gebleckt. Er drosch die Luft mit den rasiermesserscharfen Vorderhufen, deren jeder imstande ist, einem den Schädel bis zum Adamsapfel zu spalten. Und er hielt Selby gegen die Wagentür geklemmt und biß nach seinem Gesicht und schlug mit den Hufen nach ihm.

Ich rannte um den Wagen herum und langte mir ein Gewehr vom Rücksitz. Ich stieß dem Hengst den Lauf ins Maul und drückte ab. Diesmal war er wirklich tot. Er fiel vornüber auf Selby, der dadurch unter das Steuerrad des Jeeps gequetscht wurde. Da saß er verdutzt mit ramponierter Würde, den Schoß voller Zebra.

„Schaff mir doch einer das Biest vom Leibe!" schrie er gekränkt.

Und dann fingen wir an zu lachen. Die Boys warfen sich zu Boden und brüllten vor Lachen. Ich bekam Schlucken vor unbändiger Heiterkeit. Zuletzt lachte Harry, immer noch mit dem Zebra im Schoß, selber.

„Stellt euch vor", sagte er schließlich, während ihm noch die Lachtränen übers Gesicht liefen, „stellt euch vor — das Gejohle in der Queen's Bar in Nairobi, wenn es jetzt geheißen hätte, den Harry Selby hat ein Zebra umgebracht. Das hätte meine Familie nicht überlebt."

Als das Lager abgebrochen war, fuhren wir nach Aruscha, wo wir die Jagdbeute amtlich registrieren ließen. Während der Jeep dann auf staubiger Straße auf Nairobi zu rollte, redeten wir nicht viel. Einmal kamen drei Giraffen — Virginia liebte Giraffen — neugierig herbeigestelzt, um uns zu beäugen. Ich warf einen Blick auf Virginia. Sie weinte still vor sich hin. Nun war es vorbei mit all der freien Herrlichkeit und dem Reiz der Gefahr. Nun hieß es: zurück nach New York, in die vertrackte Zivilisation.

Ich war tief dankbar, daß es mir vergönnt worden war, diese Reise zu machen, zusammen mit einem Mann, den ich gern hatte, und der einzigen Frau, mit der ich jemals verheiratet war, und mit all den schwarzen Männern, die ich achtete.

Der Gedanke an Nairobi, an den Rückflug in die Heimat war mir verhaßt. Ein Teil von mir, von uns, war immer noch da drüben, auf einem Hügel in Tanganjika, in einem Ried in Tanganjika, in einem Zelt und an einem Fluß und einem Berg in Tanganjika. Ein Teil von mir wird dort bleiben, bis ich wiederkomme und ihn auslöse. Er wird nie wieder in einer Stadt leben wollen, dieser Teil von mir, noch werde ich mich je damit zufrieden geben, in einer Stadt zu leben. Es gibt keine langsam verglimmenden Lagerfeuer in der Stadt.

IMPALA

Deutsch von Hans Reisiger